

## Kleinere Mitteilungen.

Fühkaiserzeitliche Tonrasseln mit gehörnten Tierköpfen. In der Trierer Zeitschrift 14, 1939, 3ff. hat W. Dehn vorgeschichtliche Tierfiguren aus gebranntem Ton behandelt und in diesem Zusammenhange das Vorkommen ähnlicher Tierfiguren in der provinzialrömischen Kultur der Rheinlande kurz berührt. Von diesen 'römischen' Tierfiguren sind mir im Laufe der Zeit

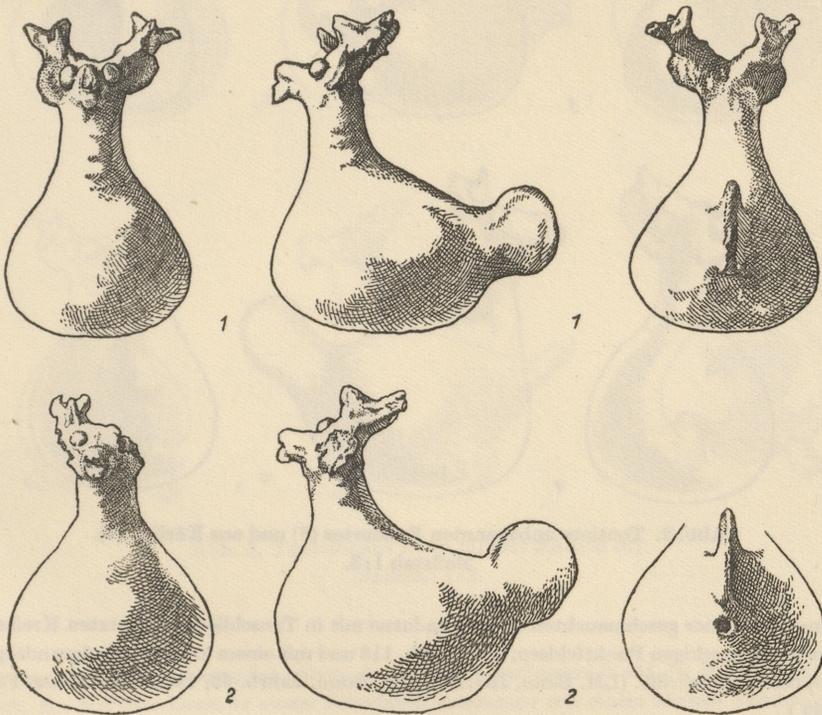


Abb. 1. Tontiere aus Remagen (1) und Bonn (2).  
Maßstab 1:2.

14 Stück bekannt geworden. Sie bieten gegenüber den vorgeschichtlichen Figuren zwar manche Besonderheit, sind aber doch als ein handgreifliches Beispiel für das Fortleben bodenständiger religiöser Vorstellungen und Riten unter der Decke der römischen Zivilisation anzusprechen und sollen daher im folgenden bekanntgegeben werden.

Die zu beschreibenden Tontiere stammen aus verschiedenen Fundplätzen der Rheinprovinz links des Stromes. Nach Machart und Darstellung haben sie mit den Erzeugnissen römischer Terrakottawerkstätten nichts gemein. Sie sind alle aus freier Hand ohne Verwendung einer Hohlform hergestellt. Es sind Phantasietiere mit dem Körper eines hockenden oder schwimmenden

Vogels und dem Kopf eines Hirsches, Stieres, Widders oder Geißbockes. Der hohle Körper birgt lose Kieselsteinchen, die beim Schütteln ein rasselndes Geräusch abgeben.

1. (Abb. 1; Taf. 33, 1) Tonrassel mit Vogelleib und Hirschkopf. L. 7,9 cm, H. 8,3 cm, Br. 4,8 cm. Graubrauner, sandiger Ton mit Brennrissen. Auf der etwas abgeflachten Unterseite vier querlaufende, mit der Fingerkuppe eingedrückte Furchen. Leib etwa eiförmig. Schwanz platt senkrecht. Kopf mit länglicher Schnauze. Maul durch Querkerbe angedeutet. Geweih eines Hirsches (oder Rehbockes). Auf den Geweihansatz aufgesetzte linsenförmige Tonklümpchen als Augen. Ohren aus dem Geweih herausgekniffen. Jede Geweihstange mit drei Enden. Im Innern Rasselsteinchen. FO. Remagen, Kr. Ahrweiler, am Wickelsmäuerchen. Gefunden in einem Brandgrab

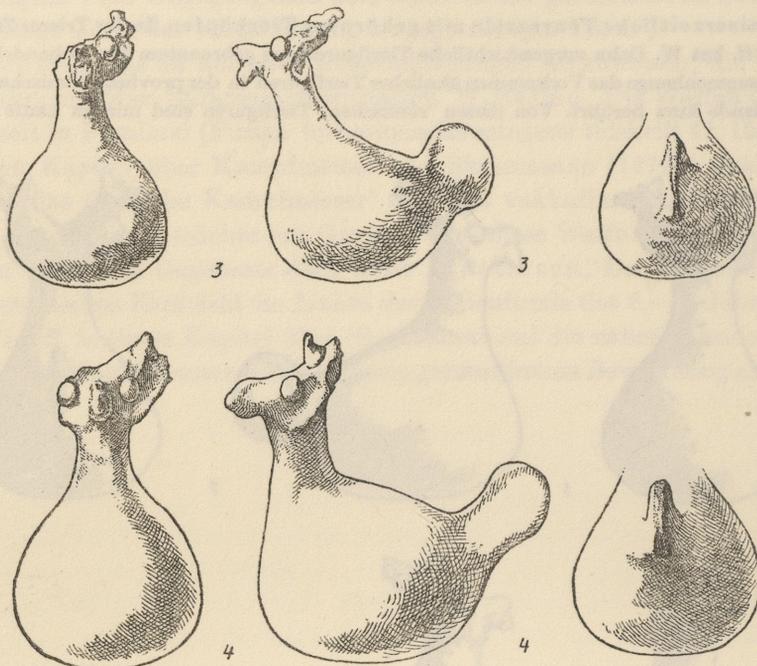


Abb. 2. Tontiere unbekanntes Fundortes (3) und aus Kärlich (4).

Maßstab 1:3.

zusammen mit einer geschmauchten Schrägrandurne mit in Tonschlick aufgesetzten Kreisen und hängenden rechteckigen Punktfeldern, etwa Hofh. 118 und mit einem kleinen Schrägrandtöpfchen mit doppelter Bauchrille. (LM. Bonn, Inv.Nr. 4103. Bonn. Jahrb. 83, 1896, 65; Lehner, Führer<sup>2</sup>, 1924, 99.)

2. (Abb. 1) Tonrassel mit Vogelleib und Hirschkopf. L. 8,1 cm, H. 8,4 cm, Br. 5,4 cm. Rauher, sand- und glimmerhaltiger Ton. Oberfläche schwarz und braunfleckig. Unterseite wenig zur Standfläche abgeplattet. Schwanz platt, halbrund, senkrecht gestellt. Kopf wie bei 1. Geweih z. T. abgestoßen. Unter dem Schwanz 0,3 cm große vor dem Brand eingestochene Öffnung. Im Innern mehrere Rasselsteine. FO. Bonn, Koblenzer Straße Nr. 35. Gefunden in einem an Tonware reichen Brandgrab, das einen Einhenkelkrug, Hofh. 50B, einen kleineren Einhenkelkrug, einen rauhwandigen Becher, Hofh. 85A, drei Kochtöpfe, Hofh. 87A, einen Topf, Hofh. 87B, eine belgische Tasse, Hofh. 104, einen glatten Becher mit Schrägrand, Hofh. 125A, das Unterteil einer Bildlampe mit runder Schnauze, ein längliches Glasfläschchen mit kegelförmigem Bauch und langem Röhrenhals und einen bronzenen Kastenhenkel enthielt. (LM. Bonn, Inv.Nr. 11738; Bonn. Jahrb. 100, 1896, 133.)

3. (Abb. 2) Tonrassel mit Vogelleib und Hirschkopf. L. 7,6 cm, H. 7,2 cm, Br. 4,3 cm. Rauher grauer Ton, sonst wie 1. Rechte Geweihstange abgebrochen. Auf der Unterseite ein nach dem

Brand eingebohrtes Loch, anscheinend modern. Im Innern Rasselsteine. FO. unbekannt. (LM. Bonn, Inv. Nr. A 1201.)

4. (Abb. 2) Tonrassel mit Vogelleib und Hirschkopf. H. noch 8,8 cm, L. 8,8 cm, Br. 5 cm. Grauer Ton mit Brennsprüngen. Boden wenig zur Standfläche abgeflacht, platter Schwanz, Kopf mit langer Schnauze, aufgeknietete Augen. Das Geweih ist abgestoßen, nur von der linken Stange ist eine Sprosse erhalten. Die Rasselsteine im Innern sind z. T. zu Sand geworden. Auf Rücken und Vorderseite haften Glastropfen. Die Rassel wird mit im Scheiterhaufenfeuer gewesen sein und dort

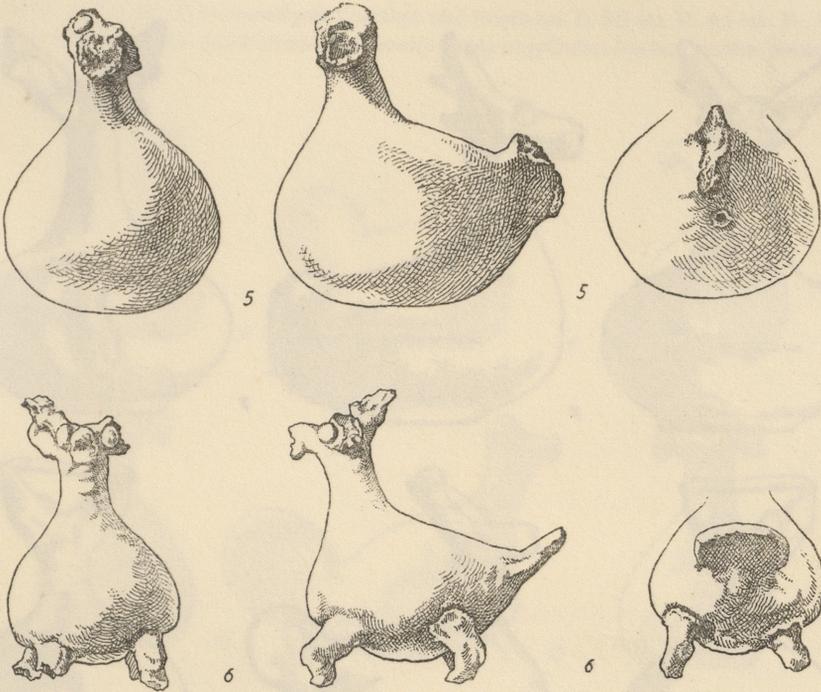


Abb. 3. Tontiere aus Bonn (5) und Kärlich (6).  
Maßstab 1:2.

unter einem Glasgefäß gestanden haben, das zusammenschmelzend auf die Rassel tropfte. FO. Kärlich, Kr. Koblenz-Land, in einem Brandgrab zusammen mit einem kleinen Zweihenkelkrug, einem grünglasierten Henkelkrüglein mit scharfem Bauchknick, das aus der Formschüssel ausgedrückt mit Palmetten und Blättern verziert ist, einem Tongefäß in Gestalt eines langohrigen hockenden Hasen, einem geschuppten zweihenkligen Firnissschälchen, Hofh. 23A, einem gebuckelten Becher mit Goldglimmer, Hofh. 26C, einem Knickbecher, Hofh. 113, und einer im Jahre 71 geprägten Vespasianmünze. (Grab Nr. 78, gef. 1939, LM. Bonn, noch nicht inventarisiert.)

5. (Abb. 3) Tonrassel mit Vogelleib und Hirschkopf (?). H. noch 7,8 cm, L. noch 7,7 cm, Br. 6,9 cm. Grauer, viel Feinsand enthaltender Ton, guter Brand. Oberfläche abgerieben. Unterseite wenig zur Standfläche abgeflacht. Der platte senkrechte Schwanz, Schnauze und Geweih sind abgestoßen. Nur ein aufgeknietetes Auge ist noch erhalten. Auf der Unterseite ein wohl in neuerer Zeit eingebohrtes Loch. Rechts unter dem Schwanz vor dem Brand eingebohrte, stricknadeldicke Öffnung. FO. Bonn, Heerstraße. Einzelfund aus einem römischen Grabfeld. (LM. Bonn, Inv. Nr. A 303).

6. (Abb. 3) Tonrassel, vierfüßig, mit Hirschkopf und Vogelschwanz. L. 7,9 cm, H. noch 8 cm, Br. 4,7 cm. Rauher sandiger Ton, braunschwarz mit Brennsprüngen. Den Tierleib trugen vier Beine, von denen die beiden linken noch ganz erhalten sind. Schräg aufwärts gerichteter platter Fächerschwanz. Maul, Augen und Geweih wie bei Nr. 1, beide Geweihstangen beschädigt. Im Innern Rasselsteine. FO. Kärlich, Kr. Koblenz-Land, in einem römischen Brandgrab mit dem weiteren Inhalt: eine schwarzbelgische Schrägrandurne, Hofh. 126, die oberen zwei Drittel mit Nigraüberzug, auf der Schulter zwei Rädchenzonen (Schachbrettmuster); ein Einhenkelkrüggchen Hofh. 55; Unterteil eines rauhwandigen Napfes; Boden einer großen 'einheimischen' Schüssel;



Abb. 4. Tontiere wohl aus Mayen (7—8).  
Maßstab 1:2.

ein Bronzeglöckchen mit vier Zipfeln; Reste von zwei verschmorten Eisenfibeln mit oberer Sehne kurzem Hals, scharfem Bügelknick; etwas Glasschmolz und eine durchbohrte runde Beinscheibe (LM. Bonn, Inv.Nr. 38, 768e.)

7. (Abb. 4; Taf. 33, 1) Tonrassel mit Hirschkopf. L. 8,9 cm, H. 10,4 cm, Br. 7,1 cm. Dichter Ton mit glatter Oberfläche, weißgrau, teilweise schwarzfleckig, guter Brand. Der Ton kommt 'römischem' Terrakottenmaterial schon recht nahe. Auf der Unterseite roher Standring von 4 cm Dm. Der flache und breite Tierleib ist aus zwei Hälften zusammengesetzt, wie eine teilweise noch erkennbare horizontale Naht zeigt. Kurzer Hirschschnabel. Unter dem Schwanzende eine vor dem Brand eingestochene stricknadelstarke Öffnung. Längliche Maul mit zwei tief eingebohrten Nasenlöchern. Augen aus linsenförmigen Tonklümpchen aufgesetzt. Zwischen den Augen eine kurze Längskerbe. Dickes, gabelförmiges Geweih. Jede Stange trägt auf der Rückseite zwei kurze, dicke und spitze Sprossen. Ohren vor dem Geweihansatz angeknietet. Im Innern Rasselsteine.

FO. ist nach Inventarnotiz des Vorbesitzers (Nassauisches Landesmuseum Wiesbaden) Kaltenengers, Kr. Koblenz-Land. Auf einer photographischen Sammelaufnahme aus den achtziger Jahren im Eifelvereinsmuseum in Mayen sind diese und die unter Nr. 8 beschriebene Tonrassel mit Stierkopf einwandfrei zu erkennen. Die Aufnahme trägt auf der Rückseite den Vermerk: 'Abbildungen von gläsernen und thönernen Gefäßen, kleinen Götterfiguren und Kinderspielzeugen (Rasseln) gefunden von Altertumshändler Jacob Schmitz zu Andernach bei seinen 1885 und 1886 in der Werkesley vorgenommenen Ausgrabungen von römischen Särgen und fränkischen Gräbern' (LM. Bonn, Inv. Nr. 39, 994).

8. (Abb. 4; Taf. 33, 2) Tonrassel mit Vogelleib und Stierkopf. L. 8,0 cm, H. 9,1 cm, Br. 8,2 cm. Grauer, feinsandiger Ton, guter Brand. Unterseite wenig abgeflacht, kleiner, platter, senkrechter

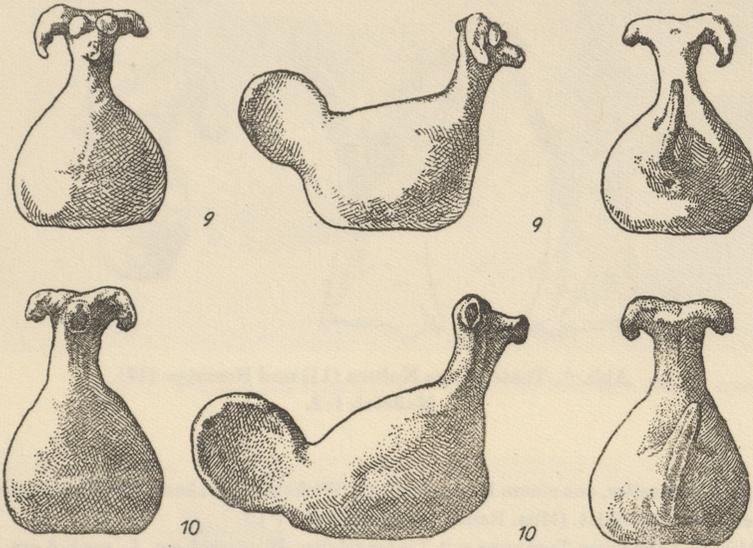


Abb. 5. Tontiere aus Asberg (9 u. 10).  
Maßstab 1:2.

Schwanz. Der Kopf besteht eigentlich nur aus einem kurzen Maul mit Querkerbe. Die Augen sitzen als linsenförmige Tonklümpchen vorn auf den Hörnern. Die gabelförmig auf- und rückwärts gebogenen Hörner sind kurz und dick und oben dicht vor ihrem Ende durch einen aufgekneteten Tonsteg verbunden. Unter dem Schwanz eine vor dem Brand eingebohrte stricknadeldünne Öffnung. Im Innern Rasselsteine. FO. wahrscheinlich Mayen, vgl. das vorige Stück. (LM. Bonn, Inv. Nr. 39, 993.)

9. (Abb. 5; Taf. 33, 2) Tonrassel mit Vogelleib und Widderkopf. L. 7,8 cm, H. 5,8 cm, Br. 4,1 cm. Hellbrauner Ton mit braunschwarzer Oberfläche. Tiefgehende Brennsprünge. Unterseite zu einer Standfläche von 3,5 cm Dm. abgeplattet. Senkrechter platter Schwanz. Kopf bestoßen, längliches Maul, aufgeknetete linsenförmige Tonscheibchen als Augen, auswärts und nach unten gebogenes Gehörn von einem Widder oder Stier (?). Im Innern mehrere Rasselsteinchen. FO. Mörs-Asberg, Kr. Mörs, aus einem römischen Grabfeld. (LM. Bonn, Inv. Nr. 33 620; erwähnt Bonn. Jahrb. 135, 1930, 193.)

10. (Abb. 5) Tonrassel mit Vogelleib und Widderkopf. L. 9,1 cm, H. 6,5 cm, Br. 4,2 cm. Hellgrauer, grober Ton mit grauschwarzer, rauher Haut. Gut gebrannt. Ebene Standfläche. Großer, platter und senkrechter Schwanz. Der Kopf besteht aus abwärts gebogenem Widdergehörn und kurzer, runder Schnauze. Augen, Nase und Maul sind nicht angedeutet. Im Innern Rasselsteine

FO. Mörs-Asberg, Kr. Mörs. (Früher Sammlung Reindell, jetzt Heimathaus des Niederrheins Krefeld, Inv.Nr. K. W. 170.)

11. (Abb. 6) Kopf eines Tontieres mit gabelförmigem Geweih. H. noch 7,8 cm. Graubrauner, feiner Ton, guter Brand. Kopf und Hals sind massiv, der Körper, zu dem sie gehörten, war hohl. Längliches Maul, Gehörn gabelförmig, die Augen als große Tonlinsen am Hornanfang aufgeklebt, FO. Kobern, Kr. Mayen. Gef. bei 'Bahnbauten im Bereich des Töpfereigeldes'. Von derselben Fundstelle stammen Scherben, meist geschmauchte belgische Ware, der Formen Hofh. 87, 90, 91 b, 99, 110, 118, 126. (LM. Bonn, Inv.Nr. 26 277.)

12. Tonrassel mit Vogelleib und Hirschgeweih. H. 6 cm, Dm. 4,5 cm. 'Primitiv geformte, Henne aus gelblichem stark glimmerhaltigem Ton. Im Innern Steinchen.' (Bonn. Jahrb. 122, 1912, 268 f. u. Taf. 22, 17.) Nach der Abbildung trug diese Henne einstens ebenfalls ein Geweih. FO.

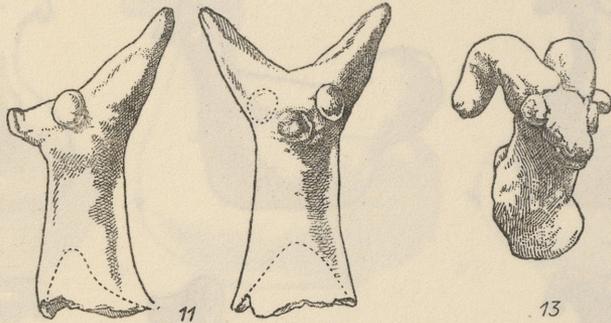


Abb. 6. Tontiere aus Kobern (11) und Remagen (13).

Maßstab 1:2.

Remagen, Kr. Ahrweiler, aus einem Brandgrab 'am Wickelsmäuerchen'. Die Mitfunde sind a. a. O. beschrieben und abgebildet. (Mus. Remagen, Inv. Nr. 1427<sup>1</sup>.)

13. (Abb. 6) Kopf eines Tontieres mit Ziegengehörn. H. noch 6 cm, L. noch 6 cm. 'Kopf und Hals einer gehörnten Ziege aus rotem Ton, außen grau, primitive Arbeit.' FO. Remagen, Kr. Ahrweiler, Ziegelei Kripp. (Nach Inv. des Mus. Remagen Nr. 1884<sup>1</sup>.)

14. Tonrassel mit Hirschkopf. H. 10,0 cm. 'Rassel mit dem Kopf einer Hirschkuh. Im Innern Kieselsteine.' FO. Nijmegen. Nach R. Vermeulen, Romeinsche Grafveld op de Hunnerberg te Nijmegen (1932) 183 Taf. XV Grab 66, datiert in die Zeit des Claudius (41—54). Vielleicht identisch mit dem von M. A. Evelein, Bull. van de Vereeniging tot Bevordering der Kennis van de antieke Beschaving 5, 1930, 5 Abb. 14 erwähnten Stück.

Soweit noch Begleitfunde zu unseren Tontieren bekannt sind (bei Nr. 1, 2, 4, 6, 11, 12, 14), läßt sich die Mehrzahl davon im Formenbestand des frühromischen Lagers von Hofheim wiederfinden. Danach sind also unsere Tonrasseln in die beiden mittleren Viertel des 1. nachchristlichen Jahrhunderts zu datieren.

Ohne Frage ist so ein kleines Tongebilde — halb Vogel, halb Hirsch — eine zur körperlichen Form gewordene Vorstellung aus der Gedankenwelt seines geistigen Urhebers. Alle unsere Tontiere, sofern sie vollständig genug erhalten sind, haben vier gemeinsame Merkmale: 1. die Rasselsteine im Inneren, 2. eine gewisse Zweiwesigkeit: halb Vogel, halb Säugetier, 3. das Gehörn oder Geweih, 4. unrömische Technik.

Rasseln und Klappern sind uns heute meist als Kinderspielzeug bekannt, obwohl sie bei vielen Volksfesten und -bräuchen immer noch eine nicht unwichtige Rolle spielen, in der ihre alte Bestimmung — Abwehr durch Geräusch — deutlich geblieben ist. Nun lassen es die spitzen Geweih-

<sup>1</sup>) Bei Abfassung dieses Berichtes waren diese Stücke nicht zugänglich, der Kopf 13 ist nach einer Photographie des Städtischen Museums Remagen umgezeichnet.

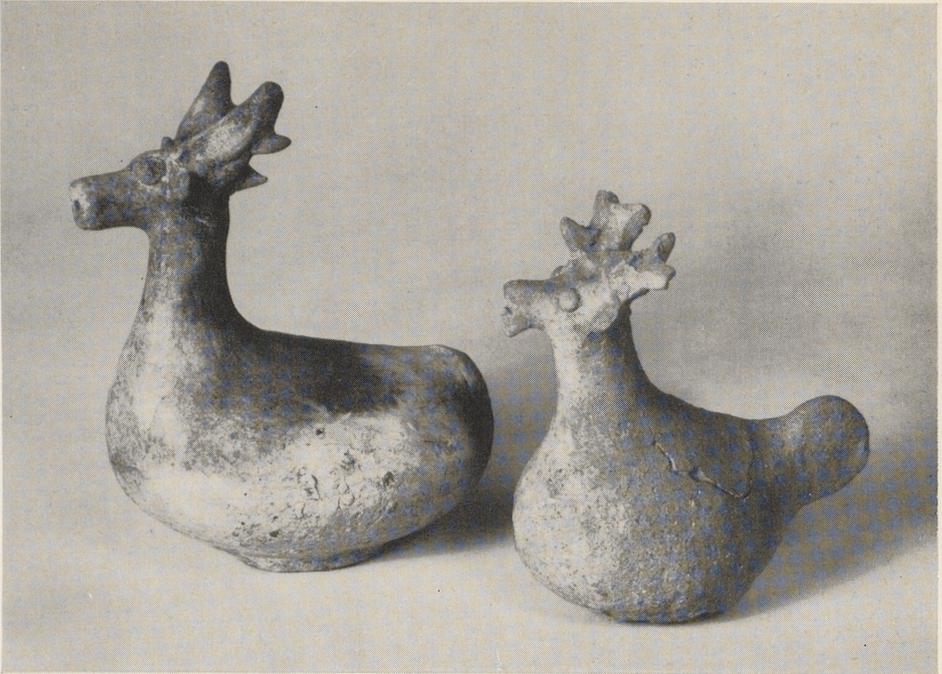


Abb. 1. Tontiere aus Mayen (Nr. 7: links) und Remagen (Nr. 1: rechts).



Abb. 2. Tontiere aus Mayen (Nr. 8: links) und Asberg (Nr. 9: rechts).



und Hornenden unserer Tontiere und ihre Zerbrechlichkeit kaum zu, sie nur als Kinderklappern anzusehen. Sie würden in Kinderhänden wohl keinen Tag lang ganz geblieben sein.

Den Körper unserer Phantasietiere einer bestimmten Vogelgattung zuzuweisen, ist kaum möglich, da Beine, Flügel und Federn nie angedeutet sind. Das Vogelwesen ist zugunsten des Gehörträgers geschwächt einmal bei dem Kärlicher Stück (Nr. 6), das zwar einen Vogelschwanz, aber vier Beine hat, und dann bei dem Mayener (Nr. 7), das zwar beinlos ist, aber die Kehrseite eines Hirsches hat. Ob das Vogelhafte unserer Rasseln in dem weiten Kreis der Vorstellung vom Toten- und Seelenvogel zu suchen ist, läßt sich schwerlich feststellen.

Das Wesentliche am Kopf aller unserer Tontiere ist zweifellos sein Aufsatz. Mir scheint es, als ob dabei die Absicht, eindeutig und unmißverständlich den Kopf eines Hirsches in einem Fall, den eines Stieres im anderen darzustellen, nicht so zwingend vorhanden war, sondern es vielmehr darauf ankam, daß das Tier als hervorstechendes Merkmal überhaupt ein Geweih oder Gehörn trug, wobei es nicht so ausschlaggebend war, ob dieser Aufsatz einem Hirsch, Rehbock, Stier, Widder oder Ziegenbock zugehörte.

Nun begegnen uns gehörn- und geweihtragende heilige Tiere in Religion und Kult vieler Völker. Das Geweih oder Gehörn allein ist häufig zum Sitz und Träger ihrer Kraft und Macht geworden, was ihm apotropäische Wirkung verlieh (Hörnerhelme) oder es zum Attribut bestimmter Gottheiten werden ließ (Füllhorn).

Die Hand, die unsere Tontiere formte, verrät nun in keinem Falle römische Werktradition. Ein Stück (Nr. 11) stammt aus dem Abfall einer Töpferei für 'belgische' Ware. Daraus wird man den zwar nicht bündigen Schluß ziehen dürfen, daß diese Rasseltiere in der Gedankenwelt der nichtrömischen, einheimischen Bevölkerung zu Hause waren. Es liegt daher nahe, unsere Tontiere mit der Hirschgeweih oder Stiergehörn tragenden gallischen Gottheit in Verbindung zu bringen<sup>1</sup>).

Diejenigen Tontiere, deren Fundumstände wir kennen, stammen aus Brandgräbern (Nr. 1, 2, 4, 6, 12, 14) oder doch von Grabfeldern (Nr. 5, 7?, 8?, 9, 13); aus Tempelbezirken sind mir bisher keine bekannt geworden. Die gehörnten, vogelleibigen Tontiere dürfen daher wohl einer Totengottheit zuzuordnen sein. Da der gallische Gott mit dem Hirschgeweih, dessen Begleittiere Hirsch und Stier sind, ursprünglich wohl ein Erd- und Totengott war<sup>2</sup>), so scheinen uns Beziehungen zwischen unseren geweih- und gehörntragenden Tonrasseln und der gallischen 'gehörnten' Gottheit wohl möglich. Das zu entscheiden, muß der Religionswissenschaft überlassen bleiben.

Bonn.

Waldemar Haberey.

Nochmals zu den Hemmoorer Eimern. Meine gegen J. Werner gerichteten Bemerkungen im Bonner Jahrbuch 143/144, 1938/39, 311 ff. habe ich inzwischen zu einem ausführlichen Aufsatz erweitert, der unter dem Titel 'Bronskärnen av Hemmoortyp, deras tidsställning och ursprung' in Jahrgang 1940 der Zeitschrift Fornvännen oder in Bergens Museums Aarbok erscheinen soll. Da die Ergebnisse für die rheinische Forschung von besonderem Interesse sein dürften, möchte ich hier kurz darüber berichten.

Nach J. Werner (Bonner Jahrbuch 140/141, 1936, 395 ff.) sollen die deutschen und skandinavischen Funde von sog. Hemmoorer Eimern sämtlich dem 3. Jahrhundert angehören, auch soll sich eine stilistische und chronologische Gliederung der Eimergruppe nicht durchführen lassen. Eine Durchmusterung der skandinavischen Funde führt aber dazu, daß in Dänemark mit Sicherheit

<sup>1</sup>) E. Krüger, Germania 23, 1939, 251 ff.

<sup>2</sup>) Krüger a. a. O. 255; R. v. Kienle, Wörter und Sachen 14, 1932, 40 ff.; vgl. die von der Kirche im frühen Mittelalter geahndeten Tiervermummungen als Hirsch, Stier und Bock im früheren Verbreitungsgebiet des gehörnten Gottes bei M. P. Nilsson, Archiv f. Rel.-Wiss. 19, 1916—1919, 71 ff.; J. Wiesner, Zum Hirsch in der Frühzeit, Antike und Christentum, Kultur- und Religionsgeschichtliche Studien, Ergänzungsband I (1939) 309 ff. J. Jacobsthal, Journ. Roman Studies 28, 1938, 66 hält es für möglich, daß der Gott Cernunnos auch göttlicher Herr der Vögel gewesen sei. Dagegen nehmen F. Altheim und E. Trautmann, Mitt. Arch. Inst., Röm. Abt. 54, 1939, 2 ff. Stellung.

9 Gräber mit Hemmoorer Eimern ins 4. Jahrhundert zu versetzen sind. Aus Norwegen liegen 3 Eimer derselben Zeitstellung vor. Zu beachten ist, daß die meisten dieser datierten Eimer dem Typus IV mit dessen Varianten angehören (10 Stück). Der Typus V ist in zwei norwegischen Funden vertreten. Von den drei ins 3. Jahrhundert versetzten Eimern ist einer fragmentiert und entzieht sich einer näheren Typenbestimmung, die beiden übrigen gehören dem Typus III an, obgleich der eine einen mit dem Gefäßkörper zusammengegossenen Fuß aufweist. In Deutschland sind die Fundverhältnisse der Eimergruppe nicht ganz aufgeklärt. Mehrere Brandgräberfelder mit Eimern dieser Art reichen aber in das 4. Jahrhundert hinein, darunter das von Barnsdorf. Dieser Zeit gehören auch mehrere nord- und mitteldeutsche Skelettgräber an, z. B. die von Grabow, Häven, Dienststedt (Typus III) und Haßleben. Obgleich die Funde zeigen, daß die Hemmoorer Eimer noch in der Zeit um 400 in Gebrauch waren, möchte ich nicht aus diesem Grunde Werners Meinung, daß die Herstellung dieser Eimer infolge der Wirren in der Mitte des 3. Jahrhunderts

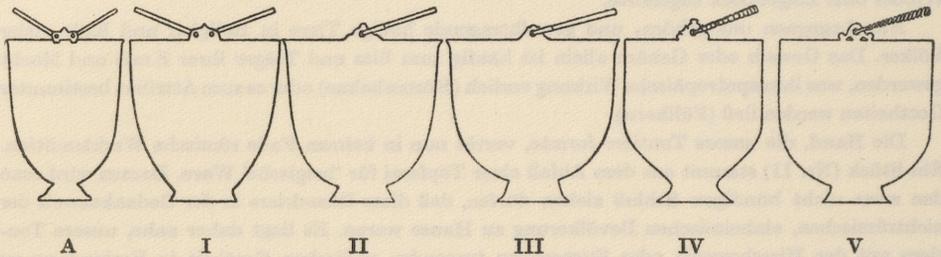


Abb. 1. Die Haupttypen der Hemmoorer Eimer.

aufgehört habe, für unrichtig halten. Gegen Werner spricht vielmehr der Umstand, daß gewisse späte Funde (z. B. von Haßleben und Nordrup) Eimer enthalten, die als eine Weiterentwicklung der jüngsten Gefäße des Limes-Gebietes (Rheinabern) anzusehen sind. Jedenfalls im Beginn des 4. Jahrhunderts dürfte die Erzeugung dieser Gefäße noch fortgesetzt worden sein. Die Meinung von Willers, daß die Hemmoorer Eimer keine Entwicklung aufweisen, und die Ansicht Werners, daß alle Typen etwa gleichzeitig seien, ist m. E. nicht richtig. Daß auf demselben Gräberfeld bisweilen die verschiedensten Typen auftreten, erklärt sich zwanglos aus der Technik der Gefäße (Guß nach verlorener Form), aus dem Fortdauern der Gräberfelder und der Benutzungsdauer der Eimer. Da diese Dauer von der Stärke der Wandung abhängt, können dann und wann frühe Formen aus späten Gräbern vorliegen. Diese Verhältnisse erschweren das Aufstellen einer typologischen Reihenfolge. Da aber die Erzeugungszeit wenigstens ein Jahrhundert und wahrscheinlich länger gedauert hat, muß eine gewisse Entwicklung stattgefunden haben. Aus den skandinavischen Funden (s. oben) geht auch hervor, daß die verschiedenen Typen wirklich verschiedenen Zeitstufen angehören. Auf Grund dieser datierten Funde wird hier eine Typenreihe vorschlagsweise vorgelegt (Abb. 1). Diese umfaßt nur einige Haupttypen, nicht die unzähligen Varianten. Die Reihenfolge bestätigt die Annahme Hahnes, daß der angelötete Fuß früher sei als der getriebene. Zu bemerken ist aber, daß der Fuß auch ohne Treibung in einem Guß mit dem Gefäßkörper auftreten kann. Dieser seltene (von Hahne nicht beobachtete) Fußtyp dürfte als ein Zwischenglied in der Entwicklung des Fußes aufzufassen sein. Eine jedenfalls z. T. frühe Sondergattung scheint weiter der Eimer mit Doppelhenkeln zu repräsentieren; ein Exemplar liegt nämlich aus dem frühen Funde von Hedderheim vor. Unter den somit erhaltenen drei Hauptgruppen lassen sich mehrere Typen ausscheiden, die gewiß zum Teil gleichzeitig sind, aber doch auch eine chronologische Gliederung zulassen, indem sie in der durch die Typenziffern bezeichneten Reihenfolge auftreten dürften. Als einer der Vermittler<sup>1)</sup> der Entwicklung von den klassischen Eimern wird

<sup>1)</sup> Diese Vermittlung gilt nur für die Hemmoorer Eimer mit Linienverzierung. Die Eimer mit Tierfries knüpfen durch andere Zwischenglieder, nach Drexel (Bonner Jahrb. 118, 1909, 233f.) unter dem Einfluß alexandrinischer Silbergefäße, an die Vorbilder an.

der dem Apollo Grannus geweihte Eimer aus Fycklinge, Schweden, aufgestellt, von Montelius als Hemmoorer Typ aufgefaßt.

#### Die Haupttypen der Hemmoorer Eimer.

- A. Vermittelnder Typ: Doppelhenkel ohne Haken, Attaschen und Fuß angelötet.
- I. Stolzenau-Börry-Typ: Doppelhenkel ohne Haken, Fußtechnik unsicher (die früheren mit angelötetem [?], die späteren mit getriebenem Fuß).
- II. Dienstweiler-Kleinheubach-Gödäker-Typ: Fuß angelötet, ring- oder schemelförmig, bisweilen in einem Guß mit dem Gefäßkörper, Henkel mit viereckigem Querschnitt und Hakenenden mit degenerierten Vogelköpfen (vgl. den 'pannonischen' Typ Radnotis).
- III. Dienstedt-Sösum-Typ: Fuß angelötet, bleigefüllt. Henkel in der Regel mit viereckigem Querschnitt, bisweilen astragalgemustert.
- IV. Rheinzabern-Varpelev-Typ: Fuß getrieben, Eimer oft zylindrisch, Henkel astragalgemustert oder gewunden, Attaschen blattförmig.
- V. Barnstorf-Avaldsnes-Typ: Fuß getrieben, Henkelspiralgewunden, Attaschen mit Voluten.

Wenn dieser Vorschlag auch nur in den großen Zügen richtig ist, scheint daraus hervorzugehen, daß diese Eimer, wenn auch andere Einflüsse einspielen (die Vogelköpfe der Henkelenden bei Typ II), hauptsächlich als eine reich variierende, in vielem selbständige Entwicklung der spät-hellenistischen Eimer mit Doppelhenkeln (z. B. Spinazzola, *Le arti decorative in Pompei*, 275), aufzufassen sind. Auf diesen Gefäßen finden wir die Voraussetzungen für die reiche Ornamentik der Hemmoorer Eimer, z. B. den Tierfries, die Flechtbandborte, den Eier- und Zeilenstab.

Uppsala.

Gunnar Ekholm.

Zur Tragweise des fränkischen Saxes. Auf dem Grabstein eines fränkischen Kriegers aus Niederdollendorf, Siegkreis, ist ein schwerer Sax von der Form, wie sie aus Gräbern des 7. Jahrhunderts zahlreich bekannt geworden sind, mit Griff und Lederscheide genau dargestellt<sup>1)</sup>. Was uns jedoch zur Erklärung manchen Grabbefundes äußerst willkommen ist, das ist die auf dem Grabstein deutlich erkennbare Tragweise dieser schweren Waffe; man sieht darauf, daß der Franke den Sax schräg vor dem Körper umgeschnallt hat. Zur näheren Erläuterung sollen hier aus dem reichen Fundmaterial fränkischer Kriegergräber aus der Rheinprovinz drei Saxe mit ausnahmsweise gut erhaltenem Griff bzw. Lederscheide und Aufhängevorrichtung bekanntgegeben werden.

Aus dem Gräberfeld Neuwied-Heddesdorf II<sup>2)</sup> stammt ein Sax, dessen Griff nicht aus Holz, sondern aus Hirschhorn gearbeitet war (Taf. 34, 1). Die Klinge ist 41 cm lang; der 25 cm lange Griff ist innen hohl und auf die eiserne Griffangel aufgeschoben. Die Rückseite des Griffes ist glatt geschliffen, während die Vorderseite vollrund und rauh gelassen wurde; das Ende ist zu einem pilzförmigen Knauf zurechtgeschnitten. Der Griff zeigt dieselbe Dreigliederung wie bei einem auf dem Halberstädter Diptychon dargestellten Schwert<sup>3)</sup>.

In völlig trockenem Boden und bei weitgehendem Luftabschluß blieb nicht nur Holz erhalten, sondern auch die ledernen Schwertscheiden kommen unter diesen Bedingungen oft noch in tadellosem Zustand zutage. Diese Erhaltungsbedingungen waren in äußerstem Maße bei Bestattung in Steinsärgen gegeben, die in Löß oder vulkanischen Tuffsand eingelegt wurden. Dies ist bei Kriegergräbern merovingischer Zeit nicht allzu häufig der Fall. Im rechtsrheinischen Gebiet kamen Steinsärge zu jener Zeit überhaupt nicht in Anwendung, und auf dem linken Rheinufer wurden die bewaffneten fränkischen und alamannischen Bauern mindestens bis zum 7. Jahrhundert nach alter Sitte im Baumsarg oder auf dem Totenbrett bestattet. Nur die Soldaten

<sup>1)</sup> Vgl. H. Lehner, *Die antiken Steindenkmäler des Provinzialmuseums in Bonn* (1918) Nr. 1007. — Ders., *Bonn. Jahrb.* 107, 1901, 223 ff. u. Taf. X. — Abbildung z. B. in *Rhein. Vorzeit in Wort u. Bild* 2, 1939, 47.

<sup>2)</sup> Vgl. H. Stoll, *Rhein. Vorzeit in Wort u. Bild* 2, 1939, 124 Nr. 8.

<sup>3)</sup> L. Lindenschmit, *Handbuch der deutschen Altertumskunde* (1880–1889) Abb. 419 oben rechts.

fränkischer Kastelle, z. B. Kreuznach oder Andernach, sind in größerer Zahl mit Bewaffnung in Steinsärgen beigesetzt worden. Das Kreuznacher Gräberfeld hat wasserdurchlässigen Sandboden als Untergrund; am Kirchberg bei Andernach dagegen lagen die Steinsärge in völlig trockenem Löß. Daher sind aus Andernach so auffallend viele gut erhaltene Lederscheiden fränkischer Saxe bekannt, leider fast alle unwissenschaftlich ausgegraben und durch den Kunsthandel über mehrere Museen zerstreut<sup>4)</sup>. Das Leder dieser fränkischen Schwertscheiden ist manchmal durch eingepreßte Flechtbandmuster oder strichgefüllte Felder verziert. Eindeutig ist bei solchen gut erhaltenen Lederscheiden die Anordnung der auch sonst häufig gefundenen bronzenen Knöpfe und Niete zu sehen. Die Knöpfe sitzen in einer Anzahl von 4—6 Stück in gleichmäßigen Abständen an der Naht der Lederscheide entlang, dazwischen in dichter Reihung die Niete, ebenfalls an der Naht oder auch weiter innen zur Verzierung in rechteckigen Feldern angeordnet. Statt der Knöpfe kamen in seltenen Fällen bienenförmige, hohle Nietköpfe oder eiserne Klammern zur Verwendung.

Der schwere Skramasax des 7. Jahrhunderts wurde nach Ausweis seiner Lage im Grabe wie auf dem erwähnten Grabstein aus Niederdollendorf schräg vor dem Körper getragen. Dazu mußte die Waffe an zwei Punkten aufgehängt und durch Riemen mit dem Gürtel verbunden werden. Die Befestigung der Riemen an der Lederscheide geschah auf verschiedene Art. Eindeutig zeigt ein Sax im Städtischen Museum zu Neuß<sup>5)</sup> die Verbindung von Scheide und Riemen durch zwei bronzene Riemenhalter, die quer zur Naht in der Lederscheide befestigt sind (Taf. 34, 2 u. 2a). Eine andere Art der Befestigung führt ein sehr gut erhaltener, 69 cm langer Skramasax mit verzierter Lederscheide vor, der wahrscheinlich aus dem Gräberfeld am Kirchberg bei Andernach stammt und heute im Heimatmuseum in Andernach liegt (Taf. 34, 3 u. 3a). Am oberen Ende der Scheide sitzt eine bronzene Riemenöse, in die ein schmaler Lederriemen eingeknüpft ist; selbst dieser Knoten ist tadellos erhalten. Etwa in der Mitte der Scheide ist mit Hilfe eines schmalen Beschlages ein kleines Bronzeschnällchen befestigt. Der Sax war also nicht dauernd mit dem Gürtel verbunden, sondern konnte mit einem durch die Schnalle geführten Lederriemen an- oder abgehängt werden.

Es wäre sehr zu wünschen, daß einmal ein Gräberfeld mit derart günstigen Erhaltungsbedingungen in geordneter Grabung freigelegt würde, nachdem gerade von diesen gut erhaltenen fränkischen Gräbern am Rhein so viele zerstört worden sind. Wieviel mühsame Arbeit in ungünstigen Böden würde durch genau beobachtete Grabfunde von der guten Erhaltung der Andernacher Gräber erleichtert.

Freiburg i. Br.

Hermann Stoll.

Zum Problem des wendischen Tempels. Den Anlaß zur Aufrollung des Problems auf handfester Grundlage gab C. Schuchhardt durch seine Ausgrabung auf Kap Arkona im Sommer 1921. Sie bestätigte die Beschreibung des Swantewitttempels bei Saxo und ergänzte sie durch den wiedergewonnenen Grundriß, d. h. das, was eine solche Ausgrabung bestenfalls ergeben konnte. Gleich im Grabungsbericht (Sitzungsber. Akad. Berlin 1921, 772ff.) wies Schuchhardt zur Quadratform des Grundrisses auf die Ähnlichkeit mit gallischen Tempeln hin, glaubte jedoch einen entsprechenden Einfluß nicht von Westen her (aus dem eigentlichen Gallien durch germanische Vermittlung) annehmen zu sollen, sondern aus dem Südosten als der Wurzel aller slavischen Kultur. 'Von dort ist auch der Tempelbau bezogen, vielleicht von keltischen Nachklängen an der mittleren und unteren Donau, vielleicht auch weiter her.' Später (1926) hat er Südrußland als einzig mögliche Quelle bezeichnet, aus der sowohl die Latènekultur als auch die slavische Kultur geflossen seien, und vermutet, daß schon skythische Tempel dieselbe Form gehabt hätten (Arkona Rethra Vineta 1926, 24; Alteuropa<sup>2</sup> 1926, 271). In der gleichen Südost-richtung hat 1929 Strzygowski nach Vorbildern gesucht und sie im iranischen Tempelbau ver-

<sup>4)</sup> Vgl. H. Stoll a. a. O. Nr. 106. Schöne Stücke besitzen z. B. das Staatliche Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin und das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg. Saxe aus Andernach und aus Gondorf, Kreis Mayen, sind abgebildet bei Lindenschmit, A. u. h. V. IV, 48 Nr. 6, 8—9.

<sup>5)</sup> Städt. Museum Neuß, FO. 'in einem fränkischen Gräberfeld im Neuwieder Becken', wahrscheinlich Niederbieber.



Fränkische Saxe aus Neuwied-Heddesdorf (1), Neuß (2 u. 2a) und Andernach (3 u. 3a).  
1—3 Maßstab etwa 1:4, 2a u. 3a Maßstab 1:2.



mutet, der durch Vermittlung eben des Slaventempels sogar im Typus der orthodoxen Kreuzkuppelkirche fortwirken soll (Altslav. Kunst 1929, 28. 146. 220). In Südrußland vermutet auch L. Weber (1931) die unmittelbaren Vorbilder, doch führt er diese weiter auf griechische Kultbauten von der Art des Telesterions in Eleusis zurück, wobei er auf Herodot verweist, der (IV 108) von  $\nu\eta\omicron\lambda\ \xi\acute{\upsilon}\lambda\alpha\iota$  der ganz in Holz gebauten und von mehr oder weniger skythisierten Griechen bewohnten Stadt Gelonos im Lande der Budiner berichtet, aber an anderer Stelle (IV 59 u. 62) ausdrücklich bemerkt, daß die Skythen selber keine Tempel und Götterbilder hatten, sondern ein Eisenschwert als Symbol des Ares verehrten (Archiv f. Religionswiss. 29, 1931, 70ff. 207f.).

Unabhängig davon, vom nordgermanischen Tempel ausgehend, hat die schwedische Forschung das Problem berührt und unter nordischem Aspekt behandelt. 1923 stellte S. Lindquist, ohne Schuchhardts Grabungsergebnisse damals zu kennen — er nimmt erst später (Fornvännen 20, 1925, 73) darauf Bezug —, rein auf Grund der literarischen Beschreibungen bei Adam von Bremen und Saxo den Tempel von Arkona zu dem von Alt-Uppsala und suchte sich den Gebäudetypus nach Analogie schwedischer Glockentürme zu veranschaulichen, die er freilich sehr zu Unrecht als 'nur dürftige Repräsentanten für die hauptsächlich von Norwegen her bekannten Langhäuser der Stabkirchen, mit denen die Beschreibung Saxos auch in vielem übereinstimmt', ansah (Fornvännen 18, 85ff. und 291). Ihm ist 1931 Gerda Boëthius gefolgt, indem sie die Zugehörigkeit des Arkonatempels zum nordgermanischen Kreise durch die Heranziehung der Ruine von Säbol noch deutlicher machte, andererseits hat sie durch ihre Theorie von einem 'Tempeltyp' der 'nordgermanischen Halle', aus dem die Stabkirchen entwickelt sein sollten, die Forschung weiter in die Irre geleitet (Hallar, tempel of stavkyrkor 1931).

Ich selber habe 1933 unter Hinweis auf gallorömische Parallelen zum Arkonagrundriß die These entwickelt, daß dieser Tempeltypus von Gallien aus durch Vermittlung der Südgermanen zunächst zu den Nordgermanen und von da weiter zu den Wenden in Pommern gelangt sei (Germania 17, 1933, 169ff.). Darin hat mir namentlich de Vries (Altgerm. Religionsgeschichte I, 1935, 270) zugestimmt. Doch ist damit die Diskussion nicht zum Abschluß gekommen, vielmehr in mehreren Neuerscheinungen fortgeführt worden, zu denen ich im folgenden Stellung nehme.

#### I.

In voller Breite hat das Problem behandelt Thede Palm, Wendische Kultstätten, Lund (Gleerupska Universitetets bokhandel) 1937. Die mir bekannt gewordenen Besprechungen von A. Brückner (Zsch. f. slav. Philologie 15, 1938, 211ff.), C. Schuchhardt (Hist. Zsch. 158, 1938, 633) und H. Weidhaas (Jahrb. f. Geschichte Osteuropas 3, 1938, 620) sind im ganzen wohlwollend, sie weisen wohl hin auf offensichtliche Irrtümer, gehen aber m. E. nicht auf den Kernpunkt, d. h. auf die konstitutionellen Schwächen ein, an denen die Arbeit leidet. Wenn ich das hier nachzuholen versuche, so spreche ich allerdings gleichzeitig pro domo, denn gerade an meiner Behandlung der Probleme hat der Verfasser in einer Weise Kritik geübt, die zum mindesten sehr unüberlegt genannt werden darf.

Eine kurze Übersicht über den Inhalt des Buches sei vorausgeschickt. Die Einleitung (S. 5 bis 10) wird mit der Mitteilung eröffnet, daß ursprünglich eine Monographie über Swantewit von Arkona und seinen Kult beabsichtigt gewesen sei. Doch habe sich bald gezeigt, 'daß ein slavischer Gott wie Swantewit nicht für sich selbst, losgerissen aus anderem Zusammenhang, behandelt werden konnte' und daß die Quellen sehr unzureichend sind. So ergab sich die Notwendigkeit, zunächst Voruntersuchungen über die Kultstätten bei den wendischen Slaven überhaupt anzustellen und dabei auch die gemeinslavischen Verhältnisse wenigstens hier und da zu berücksichtigen. Den Anfang macht eine Beurteilung der Schriftquellen und ihrer Problematik (S. 11 bis 25). Von den Kultstätten werden zunächst die unter freiem Himmel (Hügel und Berge, heilige Bäume und Haine) behandelt (S. 26—54) und dann die Tempel, von denen mehr oder weniger bekannt ist, so in Riedegost, Stettin, Wollin, Wolgast, Gützkow, Brandenburg, Malchow, Kessin, Plön, Arkona, Garz und an anderen nicht namentlich genannten Orten (S. 55—137). Schließlich werden für die Rügentempel — sie sind die einzigen, von denen sich eine Anschauung gewinnen läßt — die historischen Zusammenhänge erörtert, einmal mit den (freilich höchst fragwürdigen) ostslavischen Tempeln, dann mit den germanischen (S. 138—164). Kurz zusammenfassende 'Folgerungen' bilden den Beschluß (S. 165—171).

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt trotz der nachträglichen Ausweitung des Themas bei den Rügtempeln in Arkona und Garz, die sich ohnehin nicht trennen lassen und allein für die Forschung einigermassen ergiebig sind, weil hier nicht nur die literarische Überlieferung verhältnismäßig reichhaltig ist, sondern auch die Ergänzung durch Schuchhardts Grabungen hinzukommt. Dabei wendet sich der Verfasser auch verschiedentlich gegen mich, und zwar zunächst bei der Behandlung des Grabungsbefundes in Arkona S. 109ff. Er bemängelt den hier von mir (a. a. O. S. 175 Abb. 3b) gegebenen Plan als 'bedeutend irreführend' und hält meine Erläuterungen dazu ('erhalten sind ein zu einem Quadrat von 26 m Seitenlänge zu ergänzendes Mauerfundament von 2 m Breite, im Innern drei Fundierungen von ehemals vier mächtigen im Quadrat angeordneten Pfosten' usw.) für ein Mißverständnis. Die 'Irreführung' sieht er darin, daß 'der Grund auf dieselbe Weise wie die Postamente der Pfosten eingezeichnet und der Teil, der nicht gefunden worden ist, auf dieselbe Weise wie das heruntergestürzte nō. Fundament als fehlend eingezeichnet' ist. Diese Beanstandung ist um so weniger verständlich, als der Plan in der Germania zwar umgezeichnet ist, aber sachlich mit dem von Schuchhardt (der sogar von Palm wiederholt wird) in allen Einzelheiten übereinstimmt. Ich muß den Kritiker also an den Ausgräber Schuchhardt selber verweisen und kann in der Frage der 'Irreführung' nur den Spieß umdrehen.

Der Vorwurf der Irreführung fällt nämlich auf den Kritiker selber zurück, wenn er den Ausgrabungsbefund in einer Weise beschreibt, die zu der des Ausgräbers selber in offenem Widerspruch steht, ohne daß auch nur mit einem Worte darauf hingewiesen ist. Er spricht einerseits von 'schweren Postamenten dreier Pfeiler', bezeichnet andererseits aber das Fundament der Außenwand als eine 'Ausfüllung' — gemeint ist offenbar eine Aufschüttung zum Ausgleich des Geländeabfalles —, die nicht als Träger einer Wand — er sagt 'Fundament' — angesehen werden dürfe. Dabei verschweigt er, daß diese 'Ausfüllung' nach dem Schuchhardtschen Grabungsbericht genau dieselbe Struktur aufweist wie die 'Pfeilerfundamente' und auch genau so scharf umgrenzt ist, ja er widerspricht sich eigentlich selber gleich darauf mit den Worten: 'möglich, daß die Ecken als Unterlage dienen konnten', und S. 113 steht sogar zu lesen: 'die vorher genannten besonders schweren Steine bei den zwei erhaltenen Ecken haben möglicherweise als Grundsteine für zwei Eckstäbe gedient'. Wenn man nicht gleich einen Mangel an folgerichtiger Denkvermögen annehmen will, bleibt zum mindesten die Feststellung, daß der Verfasser sich seine einzige Quelle für die Tempelruine, nämlich den Schuchhardtschen Grabungsbericht, ebensowenig genau angesehen hat wie offenbar den Grundriß in der Germania. Diese Feststellung wird noch dadurch bestätigt, daß 'besonders schwere Steine' gar nicht an zwei Ecken, sondern nur an einer, nämlich der Südwestecke von Sch. ausdrücklich bezeugt sind, was sogar aus dem von Palm selber wiederholten Grabungsplane Schuchhardts zu ersehen ist.

Verständlich ist dagegen, wenn der Verfasser daran Anstoß nimmt, daß die 'Fundamentierungen der Außenwände' — so werden sie vom Ausgräber Sch. selber bezeichnet — mit dem Anstieg des Geländes nach Osten hin allmählich aufhören, zumal auch Sch. keine Erklärung dafür gegeben hat. Ich möchte glauben, daß die 'Fundamentierungen' gar nicht bestimmt waren, die Wandkonstruktion unmittelbar zu tragen, sondern lediglich die Unterfütterung einer niedrigen Grundmauer aus größeren Steinblöcken bildeten, die später sehr leicht verschwinden konnten, indem sie mit dem Zerstörungsschutt weggeräumt wurden (vielleicht zwecks Wiederverwendung bei dem von Saxo erwähnten Bau einer Kirche nach der Zerstörung des Tempels). Eine solche Unterfütterung der eigentlichen Fundamentmauer könnte sehr wohl nur im westlichen Teile des Tempels, wo das Gelände zu stark abfiel, nötig gewesen sein, ebenso wie in der Mitte, wo die schweren Innenpfosten eine besondere Fundierung verlangten. Damit würde sich auch die ungewöhnliche Breite der 'Fundamentierungen' (2 m für die Außenwände, und 1,50 × 1,60 bzw. 1,25 × 1,70 m für die Innenpfosten) zwanglos erklären. Im übrigen scheint mir die Frage nach dem weiteren Verlauf von Nord- und Südwand des Tempels noch gar nicht so weit geklärt zu sein, wie es möglich wäre, denn nach R. Koldeweys Grabungsplan (Schuchhardt, Arkona Rethra Vineta 1926, 18 Abb. 4) sind die entsprechenden Schnitte in östlicher Richtung offenbar gar nicht bis zum Absturz des Geländes durchgeführt worden, was m. E. doch einmal nachgeholt werden sollte.

Was dann den Oberbau des Tempels betrifft, so beanstandet der Verfasser die Annahme einer basilikalen Dachgestaltung, worin mir bereits G. Boëthius vorangegangen war. Denn mit Saxos Beschreibung lasse sich nur die Vorstellung von einem ungebrochenen Dache vereinigen. Das

kann ich nicht zugeben, denn es heißt ausdrücklich, daß die Außenwand ein rotes Dach trug und mit der Pfostenverierung im Innern nur durch eben dieses Dach und einige Querbalken in Verbindung stand (*ipsum vero janum duplex septorum ordo claudebat, e quibus exterior parietibus contextus puniceo culmine tegebatur, interior vero quatuor subnixus postibus parietum loco pensilibus aulaeis nitebat nec quicquam cum exteriore praeter tectum et pauca laquearia communicabat*). In diesen Angaben ist nichts enthalten, was der Annahme einer basilikalen Überhöhung des Mittelquadrums widerspräche. Diese Annahme wird auch dadurch empfohlen, daß die Cella nur so — durch kleine Öffnungen im Obergaden — etwas Tageslicht erhalten konnte. Freilich streng bewiesen werden kann ihre Richtigkeit ebensowenig wie das Gegenteil.

Bedenklicher noch in der Begründung werden die Ausführungen des Verfassers, wo er auf die Bauweise des Tempels in technischer Hinsicht zu sprechen kommt (S. 112f.). Diese könne nur Stabbau gewesen sein, und zwar aus folgenden Gründen.

1. Die von Strzygowski angenommene Blockbautechnik sei ausgeschlossen, weil sie niemals in Verbindung mit Innenstützen vorkomme, und dasselbe gelte auch vom 'skiftesverk'<sup>1)</sup>. Das ist indessen eine Behauptung, die nur aus Unkenntnis des Bauwesens zu erklären ist, denn Beispiele, die das Gegenteil beweisen, lassen sich leicht beibringen. Vgl. z. B. Zelenin, Russische Volkskunde (1927) 268 Abb. 209f. (Scheune in Weißrußland); H. Palm, Haus und Hof in Oberschlesien (1939) 11 u. 59 Abb. 2 (Scheune in Preuß. Krawarn, Kr. Ratibor, reiner Blockbau, mit vier Firstsäulen); Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn (1906) Abt. Mähren, Taf. 2 (Scheune in Ketzelsdorf am Schönhengst, echter Blockbau); M. Clemmensen, Bulhuse (1927) Taf. 10 (dreischiffige Scheune in Dahler-Osterby bei Tondern, Schleswig, skiftesverk); Taf. 15 (desgl. in Feldballeby, Jütland); Taf. 32—33 (Scheune und Stallgebäude mit Firstsäulen in Halland, skiftesverk); Taf. 46 (Scheune mit 4 Innenstützen in Gotland, skiftesverk); N. Nicolaysen, Kunst og Handverk II (1894) Taf. 10 (Scheune von Lysekloster, datiert 1595, mit Innenstützen, die waagerechten Bohlen nicht ein-genutet, sondern aufgelegt).

2. Wenn man die Wand niederriß, gegen die die Swantewit-Statue zunächst gefallen war (*Suno ministros ad ejusdem parietis deiectionem hortatus* heißt es bei Saxo), so sei das bei Stabbau-technik leicht möglich, dagegen bei Blockbautechnik so gut wie ausgeschlossen. Das ist indessen eine Annahme, die wieder nur zeigt, daß der Verfasser praktischen Fragen offenbar fernsteht. Sunos Leute würden bestimmt jeden ausgelacht haben, der ihnen gesagt hätte, eine Blockwand oder gar eine Ständerbohlenwand niederzulegen, sei 'so gut wie ausgeschlossen'.

3. Ausschlaggebend für die Entscheidung gegen die Blockbautechnik (d. h. zugunsten der Stabbau-technik) sei der Vergleich mit dem großen Tempel in Garz. Er hatte nach Saxo überhaupt keine festen Wände, war vielmehr eine reine Pfostenkonstruktion, bei der nur Vorhänge als Raumabschluß dienten. 'Wo keine Wände sind, kann man in jedem Falle nicht von einer Blockbaukonstruktion . . . reden! In einem Stabbau ist es dagegen durchaus möglich, die konstruktiv weniger wichtigen Wände mit etwas anderem, z. B. Vorhängen zu ersetzen' (S. 113). Auch hier stößt der Verfasser mit seiner Kritik ins Leere, denn die Überlieferung ist m. W. niemals angezweifelt und ebensowenig statt des ausdrücklich bezeugten Pfostenbaues ein Blockbau angenommen

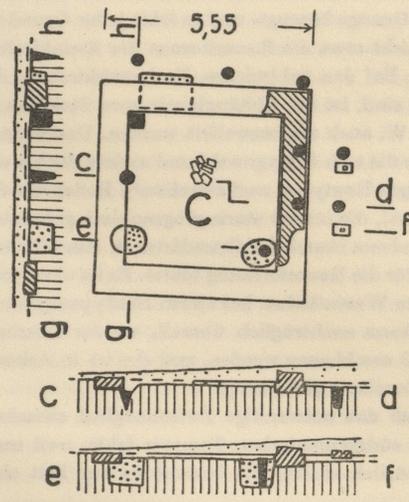
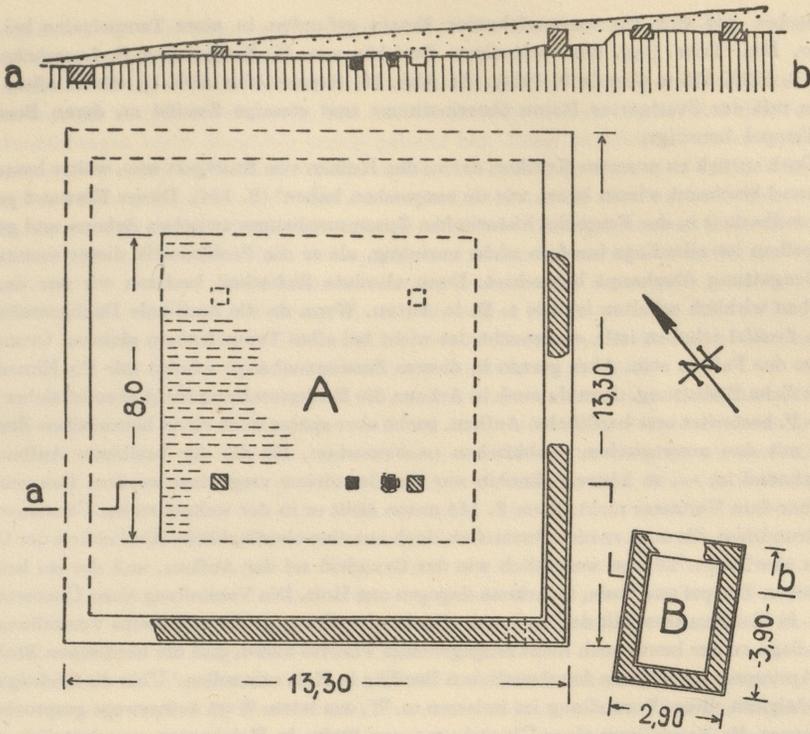
<sup>1)</sup> Um ein Mißverständnis auszuschließen, habe ich mich wegen der Bedeutung von 'skiftesverk' an S. Erixon-Stockholm gewandt und verdanke ihm die Auskunft, daß damit in Schweden die Wandkonstruktion bezeichnet wird, die 'in Deutschland jetzt Spundwand mit horizontalem Füllholz heißt', vgl. Erixon in dem Sammelwerk Haus und Hof im nordischen Raum hgg. von H. Reinerth II 1937, 18. In der deutschen Ausgabe des Führers durch Skansen 1925, 84 hat Erixon den Ausdruck 'Füllholzbau' benutzt, ich selber habe die Technik einfach 'Bohlenwand' genannt (Haus und Hof im Altertum I 1927, 9). Andere Bezeichnungen für dieselbe Sache sind 'Ständerblockbau' (O. Lauffer bei J. Meier, Deutsche Volkskunde 1926, 42), 'Füllwand' (G. Wolf, Das norddeutsche Dorf 1923, 8), 'eckgewandet oder eingewandet' (A. Ullrich, Allgäuer Geschichtsfreund N. F. 13, 1916, 9), 'Schrotbau' (Chr. Frank, Deutsche Gauen 28, 1927, 183), 'Ständerwerk mit Bohlenfüllung' (H. Phleps, Ost- und Westgermanische Baukultur 1934, 54). Stark verbreitet ist die Bauweise heute in Dänemark und Südschweden, wo ihr Vorkommen eine ausführliche Darstellung durch M. Clemmensen (Bulhuse, Kopenhagen 1937) gefunden hat. Vgl. auch R. Blomquist, Tidskrift för konstvetenskap 21, 1937/38, 117ff.

worden, nicht einmal von Strzygowski. Dagegen muß es überraschen, daß der Verfasser den Vergleich mit Garz als 'ganz berechtigt und natürlich' erklärt, denn sonst verhält er sich Analogien gegenüber durchweg ablehnend, so z. B. S. 77, wo er den Stettiner Triglavtempel behandelt: 'wenn man diesen als quadratisch bezeichnet hat, ist das eine Hypothese, die auf eine mögliche Analogie zwischen dem Tempel in Stettin und Arkona gegründet ist. Es ist aber nichts, das für die Wahrscheinlichkeit einer solchen Analogie spricht'. Dabei stimmt alles, was über den Triglavtempel berichtet wird (vor allem die reiche Ausstattung mit bemaltem Schnitzwerk innen und außen) völlig mit dem Berichte über Arkona, es ist nur weniger, aber nichts irgendwie Abweichendes!

4. Die besonders schweren Steine bei den zwei erhaltenen Ecken in der Bodenfüllung sollen 'möglicherweise' als Grundsteine für zwei Eckstäbe gedient haben, worüber man aber nichts wisse (S. 113). Dazu verweise ich auf die schon oben gemachte Feststellung, daß ein besonders schwerer Stein nur an der Südwestecke erhalten ist.

5. Schließlich soll für die Stabbautechnik des Arkonatempels der Umstand sprechen, daß 'der von Pfosten getragene Bau, in dem die Pfosten in inneren Reihen angeordnet waren und der weniger tragfähige Wände aus Reiswerk der einen oder anderen Art hatte, der Typus der nordischen Halle, zumindest eines nordischen Tempels und schließlich auch der nordischen Stabkirchen war' (S. 113). Dazu ist zunächst zu sagen, daß die Zugehörigkeit des Arkonatempels zu diesem 'Typus' mit 'weniger tragfähigen Wänden aus Reiswerk' ja noch gar nicht erwiesen ist. Technische Bedenken hindern keinesfalls, für die Wände auch Blockbautechnik oder skiftesverk anzunehmen, die beide von alters her in Ostdeutschland bekannt waren. Vor allem aber bleibt gänzlich unklar, was mit einem 'Typus der nordischen Halle, eines nordischen Tempels und schließlich auch der nordischen Stabkirchen' eigentlich gemeint ist. Da geht wirklich alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Schon der Ausdruck 'Typ' ist ganz mißverständlich, denn gemeint sein kann damit doch in diesem Zusammenhange nur die Bauweise im Sinne von Bautechnik und zwar die Stabbautechnik. Durch monumentale Überlieferung gesichert ist sie aber nur an den erhaltenen Stabkirchen, vom Uppsalatempel kennen wir bestenfalls 11 Pfostenreste, von den Wänden aber keine Spur, und die einzige 'nordische Halle', die uns heute erhalten ist (in Bergen), ist ein reiner Steinbau. Dazu kennen wir durch Ausgrabung zahlreiche Hausböden aus dem ersten nachchristlichen Jahrtausend, die man dem 'Typ der nordischen Halle' im richtigen und einzig verständlichen Sinne eines Raumtypus zurechnen kann und wird, aber daß auch nur auf einem dieser Hausgründe sich eine Halle in der Technik der Stabkirchen erhoben haben könnte, halte ich für ausgeschlossen. Man wird sie sich am ehesten so vorzustellen haben, wie in Island und auf den Färöer bis ins 19. Jahrhundert hinein gebaut wurde, d. h. mit mörtellosen Stein- oder Grassodenwänden. Wenn man alle diese Dinge in einen Topf wirft und in dem Sammelsurium einen 'Typ' sieht, kann man natürlich nie zu klaren Vorstellungen kommen. Die Wurzel des Übels liegt übrigens schon in dem Buche von Gerda Boëthius, von dessen Banne sich der Verfasser nicht genügend hat freimachen können. Ich hoffe auf diese Theorien demnächst an anderer Stelle näher einzugehen.

Der Verfasser kommt dann auf meine Behandlung des Stoffes noch ein zweites Mal zurück, wo er das Problem eines historischen Zusammenhanges mit den gallorömischen Tempeln erörtert (S. 153ff.). Er lehnt die Annahme eines Zusammenhanges ab mit den verschiedensten Gründen. Zunächst hält er einen Tempeltypus mit Innenstützen, wie er in Arkona vorliegt, im Bereiche der gallorömischen Kultur nicht für erwiesen, wenn auch immerhin für wahrscheinlich. Zur Begründung des damit ausgesprochenen Zweifels beruft er sich lediglich auf die schematische Wiedergabe des Planes der Ruine bei Stuttgart, denn 'diese Frisierung dürfte . . . von entscheidender Bedeutung sein, wenn es gilt den Charakter des Gebäudes festzustellen' (S. 154 Anm. 2). Er will damit offenbar andeuten, daß ich mit dieser 'Frisierung' des Planes die Quelle des Grabungsbefundes zugunsten meiner These gefärbt hätte, was natürlich unzulässig wäre. Wenn man einen derartigen Vorwurf erhebt, muß man ihn aber auch begründen und darf nicht mit der beiläufigen Bemerkung darüber hinweggehen, daß das 'hier nicht näher erörtert werden kann'. Der Verfasser scheint vielmehr die Darlegungen in der Germania weder sorgfältig gelesen noch die Quellen nachgeprüft zu haben. Denn andernfalls hätte er erstens wohl die Ruinen von Stuttgart und Avallon nicht einfach verwechselt (wie er es S. 154 Anm. 2 getan hat), hätte zweitens bemerken müssen, daß ich die 'Frisierung' des Plans in Anmerkung 12 S. 173 meiner Arbeit ausführlich begründet habe, und hätte drittens aus



Tempel  
mit 2 Kapellen  
ausgegraben 1932 u. 1933  
bei  
Schleidweiler  
(Flur Borstadt)

Abb. 1.

Anm. 8 S. 171 entnehmen können, daß ein schwacher Punkt meiner Beweisführung woanders lag, nämlich in der Überlieferung des Tempelplanes von Avallon. Da mir die ältesten Berichte darüber (von Malot, Préjan und Moreau) seinerzeit in Deutschland nicht zugänglich waren, hat auf meine Bitte hin Frau Dr. Anrich-Knögel dieselben gelegentlich eines Aufenthaltes in Paris in der Bibliothèque Nationale eingesehen und festgestellt, daß die Innenstützen auf dem von mir benutzten Plane von Petit nicht tatsächlich überliefert, sondern nur angenommen sind. Damit scheidet also Avallon aus der Reihe der Belege für diesen Tempeltypus aus, doch ist das zu verschmerzen, denn

inzwischen hat sich ein ausgezeichneter Ersatz gefunden in einer Tempelruine bei Schleidweiler, Bez. Trier (vgl. die vorläufigen Berichte von E. Krüger und S. Loeschke, *Trierer Zsch.* 8, 1933, 135 u. ebenda 9, 1934, 144 Abb. 12, danach hier Abb. 1), die in allem Wesentlichen mit der Stuttgarter Ruine übereinstimmt und etwaige Zweifel an deren Bestimmung als Tempel beseitigt.

Doch zurück zu unserem Kritiker, der zu den Ruinen von Stuttgart usw. weiter bemerkt, daß 'niemand bestimmt wissen kann, wie sie ausgesehen haben' (S. 154). Dieser Einwand gegen ihre Verwendbarkeit in der Frage des historischen Zusammenhanges zwischen Arkona und gallischem Tempelbau ist allerdings insofern nicht unrichtig, als er die Problematik dieser monumentalen Quellengattung überhaupt beleuchtet. Denn absolute Sicherheit besitzen wir nur da, wo der Oberbau wirklich erhalten ist wie z. B. in Autun. Wenn da die basilikale Dachgestaltung über jeden Zweifel erhaben ist<sup>1)</sup>, so braucht das nicht bei allen Tempelruinen gleicher Grundrißform ebenso der Fall zu sein. Aber gerade in diesem Zusammenhange scheint mir P.s Einwand ohne wesentliche Bedeutung, denn da auch in Arkona die Dachgestaltung nicht absolut sicher bekannt ist — P. bestreitet erst basilikalen Aufbau, sucht aber später doch einen historischen Zusammenhang mit den norwegischen Stabkirchen nachzuweisen, für die der basilikale Aufbau gerade bezeichnend ist —, so können ohnehin nur die Grundrisse verglichen werden. Das genügt nun offenbar dem Verfasser nicht, denn S. 154 unten sieht er in der weitgehenden Übereinstimmung der Grundrisse, die auch er nicht bestreitet, doch nur eine oberflächliche Ähnlichkeit der Gebäudetypen überhaupt. Ebenso wesentlich wie der Grundriß sei der Aufbau, und der sei beim gallorömischen Tempel aus Stein, in Arkona dagegen aus Holz. Die Vorstellung einer Übersetzung von Stein- in Holzbau aber hält der Verfasser offenbar für abwegig. 'Es ist dieselbe Vorstellung, die die Grundlage zu der heute noch nicht aufgegebenen Theorie bildet, daß die nordischen Stabkirchen eine Aptierung der Formen der christlichen Basilika in Holz sein sollen.' Über die Richtigkeit bzw. Unrichtigkeit dieser Vorstellung ist indessen m. W. das letzte Wort keineswegs gesprochen<sup>2)</sup>, wie überhaupt die Vorstellung einer Übersetzung von Stein- in Holzbauten grundsätzlich gar nicht abgelehnt werden kann. Denn daß die ältesten Kirchen z. B. in Deutschland vielfach aus Holz gebaut waren, ist durch reichliche Überlieferung zur Genüge bezeugt, und es fehlt jeder Grund zu der etwaigen Annahme, daß in diesen Holzkirchen nicht etwa die Raumformen der Steinkirchen mediterraner Herkunft nachgebildet gewesen seien. Bei den zahlreichen Fachwerkkirchen, die namentlich in Norddeutschland heute noch erhalten sind, ist die Abhängigkeit vom Steinbau in der Raumgestaltung mit Händen zu greifen und m. W. auch nie bezweifelt worden. Und ebenso ist es mit den Holzkirchen der slavischen Länder, für die sich Strzygowski und andere doch wohl vergeblich bemüht haben eine Wurzel in bodenständigen Bautypen nachzuweisen<sup>3)</sup>. Bodenständig ist eben lediglich die Technik (Werkstoff und Werkart), die immer stark geographisch gebunden ist und wohl die durch das praktische Bedürfnis gegebene räumliche Grundform in Einzelheiten modifizieren mag, niemals aber das primäre Moment für die Raumformung bildet. Es ist also nicht richtig, wie der Verfasser meint, daß die Technik zum Wesentlichen bei einem Bautypus gehöre, das Wesentliche ist vielmehr die Raumform. Sie kann nachträglich überall, wo der Oberbau verschwunden ist, nur aus dem erhaltenen Grundriß erschlossen werden, und der ist in Arkona einerseits und in Stuttgart-Schleidweiler andererseits durchaus gleichartig.

Wenn der Verfasser dann weiter bemängelt, daß das notwendige Zwischenglied zwischen Arkona und gallorömischem Tempel in Gestalt des südgermanischen Tempels fehle, weil man nicht wisse, wie er ausgesehen habe, so ist das natürlich richtig. Es besteht da zur Zeit eine

<sup>1)</sup> P. hat die konstruktive Bedeutung völlig mißverstanden, wenn er (S. 154) meint: 'Der Umgang hat also eine sehr effektive Abstrebung der Cella gebildet'. Das ist hier noch weniger der Fall, als es etwa in Arkona möglich wäre.

<sup>2)</sup> So betont z. B. A. Bugge-Oslo als bester Kenner des Stoffes sehr entschieden die Abhängigkeit vom Süden (*Acta Archaeol.* 6, 1935, 152ff.), während O. Stelzer mehr die bodenständigen Elemente in den Vordergrund rückt (*Germanien* 12, 1940, 10ff.).

<sup>3)</sup> Vgl. z. B. W. R. Zaloziecky, *Gotische und barocke Holzkirchen in den Karpathenländern* 1926, 82ff., wo die Strzygowskischen Phantasien m. E. durchaus zutreffend gekennzeichnet sind; ferner auch Zaloziecky S. 119 Anm. 4 und S. 123 Anm. 14.

Forschungslücke, die aber ebensowenig gegen wie für die These eines historischen Zusammenhanges in Anspruch genommen werden kann.

Ganz irrtümlich aber ist die Meinung des Verfassers, daß der Übergang vom Stein- zum Holzbau dann bei den Südgermanen erfolgt sein müsse. Es zeigt sich da wieder, daß der Verfasser meine Ausführungen nicht sorgfältig genug gelesen hat. Denn andernfalls würde er bemerkt haben, daß auch die gallischen Tempel ursprünglich Holzbauten gewesen sind und daß Beispiele in primitiver Pfostenbautechnik auch aus der römischen Kaiserzeit noch nachzuweisen sind (zu den von mir genannten Beispielen sind inzwischen weitere hinzugekommen, z. B. in Schleidweiler, Abb. 1, Tempel C). Aber selbst bei Tempeln mit Steinfundament ist hier und da der Oberbau z. T. aus Holz gewesen wie z. B. in Schleidweiler und Stuttgart die Innensäulen, während für die Außenwände keine sichere Entscheidung darüber zu treffen ist, ob sie nicht etwa in Fachwerktechnik errichtet waren. Bei einer Übernahme gallischer Tempeltypen durch die Germanen ist also eine Rückübersetzung von Stein- in Holzbau gar nicht nötig gewesen.

Denselben Mangel an Sorgfalt läßt schließlich der letzte Punkt in der Kritik des Verfassers erkennen, indem er behauptet, ich hätte versucht, eine Verbindung zwischen wendischen und gallischen Tempeln damit nachzuweisen, daß in beiden Fällen der Umgang als Raumelement durch den Pradakšina-Ritus bedingt gewesen wäre. Der Verfasser hält die rituelle Bedingtheit des Umgangs beim gallischen Tempel für möglich, dagegen nicht in Arkona, wo es den Pradakšina-Ritus nicht gegeben habe. Das ist indessen nur ein Schluß *es silentio* mit all seiner Fragwürdigkeit. Vor allem aber hätte der Verfasser bei einigermaßen sorgfältiger Lektüre bemerken müssen, daß das oben genannte Argument von mir überhaupt gar nicht im Sinne einer Beeinflussung benutzt worden ist, es ist vielmehr S. 179 Zeile 27 klar und deutlich zu lesen: 'die Gleichheit des Raumgefüges läßt sich wohl ebensogut durch Konvergenz erklären'<sup>1)</sup>.

Wenn ich also die Argumente, die P. gegen die von mir vertretene Theorie vorgebracht hat, in keiner Weise als zugkräftig anerkennen kann, so vermag ich noch weniger der Theorie zuzustimmen, die er seinerseits an ihre Stelle setzt. Er findet für den Arkonatempel die engsten Beziehungen zu den norwegischen Stabkirchen und sieht die gemeinsame Wurzel in der 'nordischen Halle', die allerdings in den beiden angeblichen Derivaten (Stabkirchen und Arkonatempel) ihren verschiedenen Zwecken entsprechend abgewandelt sei. Daß in Alt-Uppsala und Säbol mit großer Wahrscheinlichkeit zwei Beispiele eines Tempeltypus mit quadratischer Cella und Umgang erhalten seien, will er nicht anerkennen, andererseits findet er entwicklungsgeschichtliche Anknüpfungspunkte für Arkona doch nur in Skandinavien, aber weniger offenbar in der Raumform als in der Technik (namentlich der Stabbautechnik). Damit aber verläßt er ganz den Boden einer greifbaren Überlieferung und verliert sich in reinen Spekulationen. Denn die Stabbautechnik ist für Arkona durchaus nicht erwiesen — die Wände können ebenso gut skiftesverk gewesen sein —, so daß also die Gleichartigkeit der Technik gar nicht sicher gegeben ist.

Vergleichbar sind vielmehr nur die Grundrisse, und da läßt sich doch wohl nicht bestreiten, daß die von Alt-Uppsala, Säbol und den gallorömischen Umgangtempeln dem Grundrisse von Arkona viel näher stehen als die der nordischen Stabkirchen. Bei letzteren ist zunächst die Vierzahl der Innenpfosten, auf die der Verfasser offenbar mit Rücksicht auf Arkona besonderes Gewicht legt, gar nicht die Regel, sondern nur ein Sonderfall, in dem die sonst üblichen Zwischensäulen fortgefallen sind, und dann ist bei ihnen das Maßverhältnis zwischen Mittelraum und 'Umgang' bzw. Seitenschiffen ein ganz anderes als bei den Tempeln. Das hat seinen Grund in der völlig verschiedenen Zweckbestimmung der Kirchen einerseits und der Tempel andererseits, denn die Kirchen sind Versammlungshallen, die Tempel aber Gehäuse für ein Götterbild. Infolgedessen hat bei den zwei Gebäudegattungen der Umgang (bzw. die Seitenschiffe) eine ganz verschiedene Funktion und sein Größenverhältnis zum Mittelraum ist dementsprechend völlig verschieden. Und damit komme ich auf den springenden Punkt, der für das Problem der

<sup>1)</sup> Das ist auch von W. Pax, Wörter und Sachen 18, 1937, 40 nicht beachtet worden, indem er schreibt: 'De Vries hat mit Recht gegenüber Oelmann betont, daß der gleiche Ritus auch gleiche Tempelanlagen in Gallien sowie in Gamla Uppsala und Arkona geschaffen hat'. De Vries hat sich keineswegs in Gegensatz zu mir gesetzt und konnte das auch gar nicht, weil ich ja genau dieselbe Auffassung als durchaus möglich erklärt hatte (De Vries, Germanische Religionsgeschichte I, 1935, 270).

Ableitung von Arkona und die Tragfähigkeit von P.s These entscheidend ist. Das ist die Frage, ob sich P.s Vorstellung, daß aus dem Typus eines Versammlungsgebäudes (nämlich der nordischen Halle!) ein Tempel im Sinne eines Gehäuses für ein Götterbild entwickelt werden könne, sich überhaupt irgendeine erfahrungsmäßige Grundlage aufzeigen läßt. Diese Frage ist m. E. ohne Bedenken zu verneinen, und damit verliert P.s These jeden tragfähigen Boden, sie wird zur bodenlosen Spekulation.

Gewiß ist auch die historische Verknüpfung des Arkonatempels mit Alt-Uppsala und Säbol sowie mit den gallorömischen Tempeln noch hypothetisch, aber sie hat doch wenigstens ein Fundament. Selbst wenn man den Grabungsbefund von Alt-Uppsala für unzureichend hält — was zweifellos gestattet ist —, wird man doch zugeben müssen, daß er die Ergänzung zu einem quadratischen Umgangtempel ohne weiteres zuläßt, während eine 'Halle des nordischen Typus', wenn auch als Tempel adaptiert, mit dem besten Willen nicht daraus zu machen ist. Dazu ist das Breitenverhältnis zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen zu ungewöhnlich, und der von P. besonders hervorgehobene Umstand, daß eine Verbindungslinie zwischen den vier in der NW—SO-Diagonale gelegenen 'Eckpfosten' nicht ganz gerade ist, scheint mir bei einem solchen Bau recht belanglos, er wird einen Kenner prähistorischer Pfostenbauten keinesfalls überraschen.

Wenn ferner in Säbol der Umgang früher (von Vigfusson) als offener Hof gefaßt worden ist, so ist das kein Grund, diese Auffassung dauernd beizubehalten. Die neuere Erklärung (als gedeckter Umgang), m. W. zuerst von G. Boëthius vorgeschlagen, ist mindestens ebenso berechtigt, solange nicht möglicherweise durch die Ausgrabung, die hoffentlich bald einmal unternommen wird, das Gegenteil erwiesen ist. Zum mindesten aber kann doch wohl (wenn nicht durch Kälund, dessen Stellungnahme mir nicht zugänglich war, entscheidende Bedenken vorgebracht sind) als sicher gelten, daß die Ruine ein Tempel war. Dann aber ist die Quadratform des nordischen Tempels gesichert, was mit der Form des ahus, d. h. der mit dem Opferschmaussaal (skali, hall) vereinigten Tempelcella, im besten Einklange steht. Auch in dieser einfachen Quadratform, die in diesem Falle auf Zentralbau schließen läßt, liegt wieder eine Analogie zum gallorömischen Tempelwesen, wo der quadratische Umgangtempel lediglich die reichere Form des umganglosen Tempels ist. Andererseits wird es, wenn man sich das klargemacht hat, völlig unmöglich, den Arkonatempel aus der nordischen Halle, d. h. einem ausgesprochenen Langbau, abzuleiten.

Eher ist es noch möglich, daß formengeschichtliche Beziehungen zwischen Halle und Stabkirche bestehen. Das anzunehmen liegt an sich nahe, weil es sich in beiden Fällen um Versammlungsräume handelt. Andererseits sind aber auch Beeinflussungen von seiten der mediterranen Kirchenbasilika nicht zu verkennen, in den Formen der Bauglieder nicht nur, sondern vor allem im Anbau des Chors (Apsis) und doch wohl im basilikalen Aufbau des Daches. Diese Dachform ist als bodenständige Eigentümlichkeit der nordischen Halle jedenfalls bisher nicht nachgewiesen, in den Tempelbau dagegen könnte sie mit der Übernahme des Gebäudetypus von den Südgermanen und letztlich von den Gallorömern Eingang gefunden haben, was indessen auch nicht mit Sicherheit zu erweisen ist. So bleibt manches unsicher und nur die Hoffnung, daß die Quellen sich vermehren. Diese können nur monumentale sein und durch Grabung erschlossen werden.

Damit glaube ich gezeigt zu haben, daß die Kritik, die der Verfasser geübt hat, fehl am Platze war und auch keineswegs den Weg für bessere Lösungen der behandelten Probleme frei gemacht hat. Vielleicht hat der Verfasser, der hier wohl seine Erstlingsschrift vorgelegt hat, sich mit dem Thema übernommen. Er ist vermutlich reiner Philologe, woraus sich — entsprechend dem Untertitel des Buches (Quellenkritische Untersuchungen) — seine Neigung erklären würde, die Schriftquellen lang und breit zu diskutieren, ohne daß freilich viel Greifbares und Sicheres dabei herauskäme. Sie bedürfen eben dringend der Ergänzung durch monumentale Quellen, und deren Behandlung ist der Verfasser nicht ganz gewachsen gewesen. Denn weder übersieht er genügend die technischen Seiten der Architektur, noch ist er mit den Problemen der allgemeinen Architekturgeschichte hinreichend vertraut, so daß er sich hier auf einem Gebiet bewegt, auf dem er sich nicht auskennt. Vor allem aber fehlt es ihm an einer klaren und zwingenden Methode. Man merkt das schon an der Ausbreitung der Quellen, wofür bezeichnend ist, daß der Grabungsbericht von Arkona — und das ist die wichtigste Quelle, die wir überhaupt haben — nirgends klar und erschöpfend zusammengefaßt ist und daher erst bei Schuchhardt nachgelesen werden muß. Und nicht besser steht es mit der Beurteilung und Auswertung der Quellen, die sich oft in inkonse-

quenter Entwicklung von Gedanken bewegt, die noch dazu unscharf formuliert sind. So kommt er selten zu klaren Entscheidungen und bleibt vielmehr in unfruchtbarem Rasonnement stecken. Damit entspricht seine Arbeit merkwürdig dem Bilde der spielerischen Wissenschaft des 'Homo ludens', wie es Chr. Steding ebenso treffsicher wie tiefblickend gezeichnet hat (Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur 1938). Sie entbehrt des klaren Blickes für das Wesentliche und Natürliche, was sich übrigens ebenso von den Einfällen sagen läßt, die letzthin K. Knutsson dazu geäußert hat (Zsch. f. slav. Phil. 16, 1939, 150f., dazu treffend C. Schuchhardt ebenda S. 152).

## II.

Die obigen Ausführungen waren als Besprechung des Palmschen Buches im Winter 1938/1939 niedergeschrieben. Seitdem ist das Problem erneut behandelt worden in einem Buche von Erwin Wienecke, Untersuchungen zur Religion des Westslaven, Leipzig (Harrassowitz) 1940. Es ist ebenfalls eine Dissertation, unterscheidet sich aber sehr vorteilhaft von der Palmschen Arbeit. Offenbar die Frucht jahrelanger eindringender Bemühungen, ist es sehr solide gearbeitet und bildet durch seine ebenso klare wie umfassende und kenntnisreiche Behandlung der Probleme eine ausgezeichnete und unentbehrliche Grundlage für alle weiteren Untersuchungen auf diesem Gebiete. Naturgemäß beschäftigt sich der Verfasser auch mit der Palmschen Arbeit und kommt zu einer ähnlichen Beurteilung ihrer Methode (vgl. S. 243 und 245). Trotzdem scheint er ihrem Einfluß in der Behandlung des Tempelproblems weitgehend erlegen zu sein. Zwar lehnt er die Polemik Palms gegen mich mehrfach ab, verfällt dann aber doch wieder den gleichen oder ähnlichen Gedankengängen und läßt es dabei selber nicht an gelegentlicher Polemik gegen mich fehlen. Ich gehe daher im folgenden die verschiedenen Punkte, in denen ich ihm nicht folgen kann, einzeln durch.

Zunächst S. 231, wo er sich bei der Frage nach der Konstruktion des Arkonatempels für die Annahme der Stabbautechnik entscheidet. Daß er damit das Richtige trifft, ist gut möglich, zumal echte Reiserwerktechnik neuerdings durch die Grabkammer von Pilgramsdorf (H. Phleps, Mannus 31, 1939, 404 Abb. 8 u. 9) schon für die nordgermanische Bevölkerung Ostpreußens im 4. Jahrhundert belegt ist, aber die Begründung ist völlig unzureichend. Denn die Parallele von Garz spricht lediglich dafür, daß man auch sonst Pfostenbau übte. Dabei aber können die Wände ebensogut in 'skiftesverk', zu deutsch als Füllholzwände oder Bohlenständerwände, d. h. durch Ausfüllung der Interkolumnien mit waagerechten Bohlen, hergestellt gewesen sein wie in Stabbautechnik, d. h. mit Ausfüllung der Interkolumnien mit senkrechten Bohlen. Auch aus der angeblich stärkeren Fundierung der Außenwand an den beiden erhaltenen Ecken ergibt sich für diese Frage gar nichts, denn diese Fundierung ist, wie schon oben bemerkt, viel zu breit, als daß sie als unmittelbare Unterlage eines hölzernen Schwellenkranzes gedient haben sollte. Was weiter mit den 'äußeren Postamenten oder Pfosten' gemeint ist, deren Fehlen einen Oberbau in Blockbautechnik ausschließen soll, bleibt unklar, so daß man den Eindruck gewinnt, daß der Verfasser mit bautechnischen und architekturgeschichtlichen Fragen wenig vertraut ist. Zur Gewißheit wird das, wenn man weiter liest: 'das aber ist der Typ der nordischen Halle, des nordischen Tempels und späterhin auch der nordischen Stabkirchen'. Das ist einfach aus dem Palmschen Buche S. 113 wiederholt, so daß es genügt, auf das oben dazu Gesagte zu verweisen.

Zu offener Polemik geht der Verfasser dann über, wo er zur Frage nach der Herkunft des Arkonatempels, d. h. seines Bautypus, Stellung nimmt (S. 247 ff.). Er erklärt es für einen Irrtum, wenn ich von einem slavischen Tempeltyp spreche, denn um von einem Typ zu reden, sei das Material zu dürftig. Dabei zählt er selber 6 Orte mit überlieferten Tempeln im Küstenrandgebiete der Ostsee auf und betont ausdrücklich die Gleichartigkeit von zweien (in Arkona und Garz), über deren Aussehen einiges überliefert ist, jedenfalls viel mehr als über alle germanischen Tempel zusammen. Bedenkt man weiter, daß in rein bäuerlichen Kulturen wie den slavischen die Typik eine ungeheure Rolle spielt, so muß im Gegenteil erst der Nachweis verlangt werden, wenn ein Gebäudetypus oder sonst etwas einmal nicht typisch und vielmehr ein Sonderfall sein soll.

Weiter soll ich irren, indem ich den Arkonatempel zu einer nordgermanisch-slavischen Tempelgruppe rechne und deren Form aus der gallorömischen Kultur ableite. Den ersten Teil dieses angeblichen Irrtums teile ich mit dem Verfasser — der ja selber den Arkonatempel für nordgermanischen Ursprungs hält —, es sei denn, daß er das Material als zu dürftig ansieht, um

überhaupt von einer Tempelgruppe zu reden. Aber das wäre schließlich nur ein Streit um Worte, den weiterzuführen sich nicht verlohnt.

Was dann die Herkunft der durch Arkona und Säbol, wahrscheinlich auch Alt-Uppsala überlieferten Tempelform angeht, so hält sie der Verfasser für autochthon bei den Nordgermanen und sucht das Gewicht, das der Identität mit einem gallorömischen Tempelgrundriß in der Ableitungsfrage zukommt, durch die verschiedensten Einwendungen zu erschüttern. Zunächst erklärt er diese Parallelen des gallorömischen Kreises für 'nur oberflächlich vergleichsmöglich'. Der gallorömische Tempelbau sei sehr variabel, die Quadratform gar nicht die Regel. Dabei übersieht der Verfasser, daß alle diese Varianten Zentralbauten (Lotbauten) sind und damit eine geschlossene Einheit gegenüber den italischen Tempeln bilden. Wo aber die Gleichartigkeit des Grundrisses auf der Hand liegt, wie in der Ruine bei Stuttgart, bezweifelt der Verfasser die Überdachung des Mittelraumes, weil die Ausgräber — übrigens nur einer von beiden! — nicht daran glaubten. 'Wir müssen aber in erster Linie beim Ausgrabungsbefund bleiben' (S. 248). Mit diesen Worten wechselt wohl der Verfasser den Ausgrabungsbefund mit dessen Interpretation. Denn der Ausgrabungsbefund beweist nicht das Geringste gegen die Überdachung des Innenraumes, und Paret war einfach im Irrtum, wenn er im Gegensatz zu Bersu die sich ergebende Spannweite von 12 m in Unterschätzung römischer Bautechnik für ausgeschlossen hielt. Wenn der Verfasser meinen Hinweis auf Vitruv als Ausnahme ablehnt, so ist das reine Willkür. Wir kennen derartige Spannweiten von Dachstühlen gerade aus dem bäuerlichen Wohnbau im römischen Gallien und Germanien zur Genüge (vgl. *Germania* 5, 1921, 67ff.).

Das größte Gewicht schließlich legt der Verfasser auf die 'grundlegenden Konstruktionsunterschiede' zwischen Arkona und dem gallorömischen Tempelbau. Damit wandelt er ganz im Schatten Palms und zeigt nur, daß ihm mein Hinweis auf die ursprüngliche und noch in der Kaiserzeit keineswegs restlos erloschene Holztechnik des gallischen Tempelbaues ebenfalls entgangen ist. Ich darf dazu wieder auf das oben Gesagte verweisen, ebenso wie zu dem letzten Einwande des Verfassers, zum bisherigen Fehlen der südgermanischen Zwischenglieder.

Ohne durch sein Thema dazu genötigt zu sein, polemisiert der Verfasser dann noch gegen meine Erklärung des Umgangs beim Keltentempel aus dem Pradakšina-Ritus. Das sei 'lediglich eine durch nichts zu beweisende Zweckhypothese' und 'sofort widerlegbar'. Mit dieser reichlich kategorischen Behauptung hat sich der Verfasser wohl stark übereilt, denn widerlegbar ist eine Hypothese nur dadurch, daß ihre Voraussetzungen als notorisch falsch erwiesen oder andere Tatsachen aufgezeigt werden, mit denen sie sich in einen unüberbrückbaren Widerspruch setzt, so daß damit ihr Zweck, nämlich die Erklärung eines nicht ohne weiteres verständlichen Befundes, offenbar verfehlt wird. Das ist aber hier keineswegs der Fall, denn Lücken in der Überlieferung, die ja niemand bestreitet, sind an sich keine Gegenbeweise, ohne sie würde ja jeder Anlaß zur Hypothese fehlen, d. h. zu dem Versuche, den Umgang beim Keltentempel ebenso wie bei anderen Tempeln zu erklären. Dazu braucht man auch nicht, wie es der Verfasser tut, hier 'Schuchhardts durch nichts zu beweisende Annahme eines Sonnenheiligums in Arkona zu spüren'. Denn der Pradakšina-Ritus, d. h. das Umwandeln, die *circumambulatio*, eines heiligen Gegenstandes ist so allgemein verbreitet, daß von einem unmittelbaren bewußten Zusammenhange mit dem Sonnenkult oft gar keine Rede sein kann. Daher wird auch des Verfassers weitere Behauptung überraschen, daß die Umwandlung nur dann magisch wirksam sei, wenn sie von den außenstehenden Gläubigen erblickt werde. Das aber treffe bei nach außen geschlossenem Umgange nicht zu, und damit sei die magische Wirkung 'religionsgeschichtlich ein Nonsens'. Ich brauche dazu nur an die geschlossenen Umgänge christlicher Wallfahrtskapellen zu erinnern und bitte zu vergleichen, wie erst neuerdings W. Pax (*Wörter und Sachen* 18, 1937, 35) den Sinn des Ritus formuliert hat: 'man will in den Dunstkreis des Heiligen kommen, von dem mit Macht geladenen Mittelpunkt sollen Kräfte auf den Umwandelnden übergehen'. Eine magische Kraftübertragung auf etwaige Zuschauer wird nicht einmal beiläufig erwähnt. Und wenn der Verfasser die Pradakšina-These schließlich noch dadurch zu entwerten sucht, daß sie 'natürlich' auch 'in Strzygowskis höchst anfechtbarem Schrifttum enthalten' sei, so geht das denn doch zu weit. Zwar liegt es mir völlig fern, Strzygowskis Schrifttum grundsätzlich anders zu beurteilen, aber damit ist doch nicht gesagt, daß nun alles verfehlt sein müsse, was ihm an Gedanken jemals gekommen ist.

Der Verfasser steht offenbar ganz unter dem Zwange der Vorstellung von einer Autarkie der altgermanischen Kultur, die wohl anderen (wie den Slaven) etwas gegeben, selber aber keinerlei Anregungen von außen empfangen haben darf, vielmehr alle ihre Leistungen völlig aus sich selbst hervorgebracht hat. Vergleiche mit verwandten Erscheinungen außer in nächster Nähe werden grundsätzlich mißbilligt, so z. B. S. 249: 'so mündet auch O. in der These aus, der gallische Tempel stünde möglicherweise in Verbindung mit Iran!' und S. 251: 'wir müssen nicht mit O. an indische Parallelen denken'. So scheint es ihm fast eine Prestigefrage, daß die Germanen die Sitte des Tempelbaues nicht von den Kelten oder gar aus der gallorömischen Kultur übernommen haben. Nur so ist es wohl zu erklären, daß er glaubt, sich um den Nachweis bemühen zu müssen, daß ein quadratischer Gebäudegrundriß von den Germanen nicht anderswoher entlehnt zu werden brauchte. 'Dies Quadrat als Grundriß stellt nun aber in der germanischen Bauwelt bei weitem nicht etwas so Fremdes dar, daß es notwendig fremden und noch dazu weit entfernt gelegenen Kulturkreisen entstammen müßte' (S. 250). Als Beispiele für das sonstige Vorkommen quadratischer Gebäudegrundrisse weiß der Verfasser allerdings wieder nur Alt-Uppsala und Säbol zu nennen, so daß also für einen autochthonen Ursprung des Tempeltypus gar nichts bewiesen wird, und wenn er dann weiter sagt, daß 'das Quadrat als Hausgrundriß nicht einmal den Slaven so fremd' war — 'wir finden es in dem allerdings wikingsch beeinflussten Oppeln, ebenso aber auch in Zantoch' (S. 250) —, so zeigt er nur, daß er das Wesentliche in solchen architekturgeschichtlichen Fragen gar nicht erfaßt hat. Denn es handelt sich in dieser Frage eines historischen Zusammenhanges zwischen Arkona — Uppsala — Säbol und dem gallorömischen Tempelbau — wie übrigens auch mit den entsprechenden vorderasiatischen Vorkommen desselben Typus — gar nicht in erster Linie um den quadratischen Grundriß, sondern um die Form des Umgangtempels und zwar in der räumlichen Grundform des Zentral- oder Lotbaues. Dabei aber ist — für jeden Architekten selbstverständlich — entscheidend die Form des Raumes bzw. des Raumgefüges, nicht die des Grundrisses, denn dieser ist ja gar kein selbständiges Element des Bauwerkes, sondern lediglich die Projektion des Raumgebildes in der Fläche, also eine Hilfskonstruktion, deren der Architekt sich beim Entwerfen bedient, während die gedankliche Planung selbstverständlich in Raumvorstellungen vor sich geht. Wie wenig ein Grundriß allein für die Rekonstruktion der Raumform besagt, zeigt beispielsweise das häufige Vorkommen quadratischer Grundrisse im bäuerlichen Wohnbau und Kirchenbau mit Firstdach oder, um auch ein gallorömisches Beispiel zu nennen, bei der sog. Basilika im Tempelbezirk von Pesch, die deshalb doch ein Lang- oder Richtungsbau bleibt, während umgekehrt die Sophienkirche in Konstantinopel trotz ihrem oblongen Grundriß immer ein Zentral- oder Lotbau bleibt.

Ganz klar kommt die Tendenz des Verfassers schließlich in den Worten S. 252 zum Ausdruck: 'Wir müssen uns hüten, hierin (d. h. in dem quadratischen Grundriß) einen Einfluß aus dem Süden zu vermuten. Eher ist es umgekehrt möglich, den Süden vom Norden her befruchtet sein zu lassen.' Diese Tendenz, die der romantischen Vorstellung von einer uralten kulturellen Überlegenheit und Priorität des 'Nordens' gegenüber dem 'Süden' entgegenkommt, ist eine schwache Seite in der sonst so gründlichen und förderlichen Arbeit Wieneckes, und sie ist es offenbar, die ihn zu seinen polemischen Ausfällen veranlaßt hat. Wie wenig aber gerade der Verfasser Ursache hat, einen gut begründeten Versuch, die Identität der Grundrisse slavischer, germanischer und gallorömischer Tempel zu erklären, als unbeweisbare Hypothese abzutun, mag man am besten beurteilen, wenn man bei ihm selber etwa folgenden Satz S. 256 liest: 'Es ist nicht ausgeschlossen, daß Arkona und Stettin vielleicht die ältesten Heiligtümer dieser Art darstellten und im Lauf der kriegerischen Entwicklung Filialgemeinden in den übrigen Orten entstanden.' Das ist wirklich reine Spekulation über Dinge, die wir nie erfahren werden, weil sie nur aus literarischer Überlieferung zu entnehmen sind, deren Vermehrung aber ausgeschlossen erscheint. Das Problem der Herkunft des nordgermanisch-slavischer Umgangtempels dagegen ist keineswegs hoffnungslos, mit einigem Finderglück — wie es Schuchhardt auf Arkona hatte! — ist es archäologisch durchaus zu lösen, wobei mit Nachuntersuchungen in den bereits bekannten Ruinen von Arkona und Säbol zu beginnen wäre (vgl. *Germania* 17, 1933, 175 u. 177).